1,70 DM / Band 27
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU

DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven

Todesvisionen

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Band 27

Todesvisionen

Der Laut kam mit dem Wind heran, leise erst, kaum wahrnehmbar; ein Raunen in der Ferne, weit hinter den zerklüfteten Felsen und jenseits der Schlucht, in der wir unser Lager aufgeschlagen hatten.

Dann schwoll er an, wurde lauter und lauter – und schien sich gleich darauf wieder zu entfernen. Fast wie das Rauschen des Ozeans, der sich an einem fernen Gestade bricht...

Mit einem Ruck fuhr ich auf, als ich endlich erkannte, *was* es war. STIMMEN! Ein monotoner Singsang wie aus Hunderten von Kehlen; ein dumpfer Ton, der einem fast hypnotischen Rhythmus folgte. Ein indianisches Totenlied!

Und während ich reglos auf meine Ellbogen gestützt dalag und dem klagenden, fernen Lied lauschte, schwoll das

Singen abermals an, wurde drängender, fordernder, ja wütender.

Und es kam näher!

Die Welt des Hexers

Der Berg der Weißen Götter. Selbst Lancelot Postlethwaite, der verschrobene Cambridger Wissenschaftler, hat nicht mehr recht daran geglaubt, ihn noch zu finden. Und nun steht er mittendrin – begleitet von einem Siouxhäuptling, einem berühmten Westmann, einer bezaubernden Kunstschützin und einem sonderbaren jungen Mann mit einer gezackten Strähne im Haar.

Und Hunderten von versteinerten Menschen – Wikinger und Indianer. Denn der Berg ist kein Olymp, von dem aus Götter die Geschicke der Welt lenken, sondern vielmehr eine Gruft. Schreckliches muß sich hier zugetragen haben...

Aber der Schrecken dauert noch an! Denn einer der »Götter« hat den Fluch überlebt. Ein wahnsinniger Gott, der über ein Heer von Toten gebietet. Mit einer List gelingt es den Gefährten, sein Vertrauen zu gewinnen. Und Erik Wolfshand, der letzte Wikinger, erzählt seine Geschichte:

Einst gelangten stolze Nordmänner an die Gestade dieses fernen Landes, das später Amerika genannt werden sollte. Sie machten sich die hier lebenden Indianerstämme Untertan und richteten ihre Festung in diesem Berg ein. Doch Neid und Niedertracht spaltete sie in zwei Gruppen: die Erik Hellauges und die des Zauberers Skallagrim. Der unselige Einfluß eines großen Edelsteins, den sie im Berg fanden, beschwor die Blutfehde herauf: ein Kristallhirn der GROSSEN ALTEN, der finsteren Dämonen, die einst die Erde beherrschten, lange, bevor die Menschen kamen.

Mit böser Magie gelang es schließlich Skallagrim, den Kristall in Eriks Hauptquartier zu schaffen. Doch der vernichtende Einfluß, einmal freigesetzt, tötete sie alle. Ein junger Wikinger allein überlebte, doch die Strahlung raubte ihm den Verstand: Erik Wolfshand. Die

Wächterindianer außerhalb des Berges aber führten den Ritus, die Götter zu bewirten, über Jahrhunderte fort, opferten bis heute ihre Ernten diesem einzigen Überlebenden, ohne es zu ahnen.

Im Inneren des Berges steht die Zeit still, und der Einfluß des Kristallhirnes wirkt noch immer. Nach kurzer Zeit schon beginnen sich Robert Craven und seine Gefährten gegeneinander zu wenden. Ihre Anwesenheit aber stört die Ruhe des Kristalls. Er erwacht zu neuem Leben – und mit ihm die versteinerten Menschen! Der uralte Kampf, Erik gegen Skallagrim, findet seinen Abschluß, während die Freunde entsetzt fliehen. Doch nicht allein – zwischen den Steingestalten hat Robert eine wiedererkannt, die er schon verloren glaubte: Shadow, die menschgewordene El-o-hym; der Engel! Sie ist es schließlich, die den Kristall endgültig zerstört und den Verdammten die Erlösung bringt.

* * *

Ich setzte mich vollends auf und streckte meine müden Glieder. Der Mond brach durch die schnell dahinjagenden Wolken und tauchte das Lager für Sekunden in kaltes, graues Licht. Rings um die noch glimmenden Feuerstellen erkannte ich die in Decken gehüllten Gestalten meiner Begleiter. Keiner von ihnen regte sich. Nur unsere Packpferde und die indianischen Ponys, die wir in einer natürlichen Felsenbucht in der Nähe festgebunden hatten, schnaubten unruhig und warfen die Köpfe hin und her, als witterten sie eine Gefahr.

Irgend etwas hatte mich geweckt, aber ich wußte, daß es nicht dieses unheimliche, klagende Lied gewesen sein konnte. Normalerweise bedarf es drastischerer Mittel, um mich aus dem Schlaf zu reißen, und nach den Strapazen der letzten Tage wäre selbst der Erfolg eines Pistolenschusses zweifelhaft gewesen.

Nein, es gab einen anderen Grund für mein Erwachen. Ich hatte es im gleichen Augenblick gespürt, als ich die Augen aufschlug.

Es waren meine magisch geschärften Sinne! Irgend etwas tief in mir war aus seinem trügerischen Schlaf erwacht und regte sich nun, tastete mit unsichtbaren Fühlern in die Nacht, folgte dem Wind, der wüsteneinwärts wehte, suchte, forschte – und zog sich plötzlich mit solcher Hast wieder zurück, daß ich beinahe aufgeschrien hätte. Für einen Moment tanzten grelle Lichter vor meinen Augen. Mein Herz setzte einen Schlag aus, um dann mit doppelter Wucht weiterzupochen.

Und dann spürte ich die Panik tief in mir. Eine grundlose, wilde Angst, die für Sekunden mein Denken zu überschwemmen drohte. Angst vor... was?

Ich schloß die Augen und kämpfte die Schrecken in meiner Seele mühsam nieder. Allmählich beruhigte sich mein Herzschlag wieder, und das Zittern meiner Hände verschwand so rasch, wie es gekommen war.

Zurück blieb ein bitterer Geschmack von Furcht in meinem Herzen. Und vielleicht war gerade dies das Schlimmste...

Mit einem Ruck schlug ich die schwere Wolldecke beiseite und stand vollends auf. Die eisige Nachtluft betäubte meine Lungen, und schon nach wenigen Sekunden hatte sich die Kälte durch meine Kleidung gefressen und ließ mich frösteln.

Aber das bemerkte ich kaum. All meine Sinne waren auf das Ende der Schlucht gerichtet; dorthin, wo die Schatten zwischen den bizarren Felsen zurückblieben und das endlose, bleiche Meer der Wüste begann.

Und von wo der schreckliche Laut heranwehte...

Für einen Moment war ich versucht, meine Gefährten zu wecken, zumindest Bill, der leise schnarchend gleich neben meiner Lagerstätte schlief. Aber dann entsann ich mich der, indianischen Wache, die irgendwo in den Felsen auf Posten sein mußte.

Vorsichtig bewegte ich mich zwischen den zusammengerollten Gestalten hindurch, setzte mit einem Sprung über eines der erlöschenden Feuer hinweg und näherte mich dem Posten. Deutlich konnte ich seine Silhouette gegen den hellen Grund des Wüstensandes ausmachen; er hockte auf einem Felsen am Ende der Schlucht, eine Decke um seine Schultern geschlagen, und starrte hinaus in die endlose Weite.

»Heda, Freund – ich bin es«, raunte ich ihm halblaut zu, nur, um ihn auf mich aufmerksam zu machen. Ich wußte, daß er meine Sprache ebensowenig verstand wie ich die seine. Aber einen Indianer zu überraschen, noch dazu von hinten, konnte unangenehme Folgen mit sich bringen. Ein Messer in der Brust, zum Beispiel.

Doch der Mann reagierte nicht auf meine Worte. Auch als ich ihn erreicht hatte und die Hand auf seine Schulter legte, wandte er sich nicht um.

Irgend etwas stimmte nicht!

Alarmiert packte ich die Decke und zog sie ihm von den Schultern.

Ich hatte halbwegs erwartet, ihn bewußtlos oder gar tot zu finden, ermordet von der geheimnisvollen, magischen Macht, deren Anwesenheit ich so deutlich spürte.

Nichts von beidem traf zu. Der Indianer, ein hagerer Bursche mit Hakennase und scharf geschnittenen Zügen, lebte durchaus noch – und er war bei vollem Bewußtsein, wie mir seine weit aufgerissenen Augen zeigten. Sein Brustkorb, durch dessen Haut sich die Rippen überdeutlich abzeichneten, hob und senkte sich in gleichmäßigen Atemzügen.

Aber es war eine Haut so grau wie Stein – und ebenso hart!

Ich stöhnte vor Entsetzen und wich einen Schritt zurück. Instinktiv glitt meine Hand zu dem kleinen indianischen Dolch, den mir Sitting Bull im Berg der Götter geschenkt hatte und den ich seitdem im Gürtel trug.

Der Wächter reagierte mit keiner Bewegung. Sein Blick ging noch immer starr hinaus in eine unendliche Ferne. Und während ich ihn noch fassungslos betrachtete, begann sich etwas tief in diesen starren, dunklen Augen zu regen; ein Funke wie von Glut, pulsierend und immer größer und größer werdend.

Ich zog den Dolch unter dem Gürtel hervor und trat wieder an den Indianer heran – vorsichtig und mit angespannten Muskeln, in jeder Sekunde auf einen Angriff gefaßt.

Und trotzdem kam meine Reaktion zu spät! Die versteinerte Hand des Wächters zuckte vor und umschloß das Gelenk meiner Linken wie eine zuschnappende Bärenfalle.

Es war ein reiner Reflex – ich sprang zurück und bohrte die schlanke Klinge des Dolches mit aller Kraft in seinen Arm.

Wenigstens wollte ich es.

Der Stahl brach mit einem hellen, klirrenden Laut dicht unter dem Schaft ab und flog in hohem Bogen davon. Gleichzeitig riß mich der Indianer wieder zu sich heran, so daß ich gegen den Felsen prallte, auf dem er saß. Seine Hand umklammerte mein Gelenk mit stahlhartem Griff, und der Schmerz trieb mir Tränen in die Augen.

Sekundenlang hing ich so da, halb gegen den Fels gelehnt und nur von dem Roten aufrecht gehalten. Dann wandte der Indianer den Kopf und sah mich aus brennenden Augen an. Und das im wahrsten Sinne des Wortes! Die Pupillen seiner Augen waren vollends verschwunden und hatten einem gleißenden, pulsierenden Leuchten Platz gemacht. Roter Widerschein erhellte sein Gesicht, als er mich weiter zu sich heranzog und mich anstarrte wie ein Raubtier sein wehrloses Opfer. Seine Züge verzerrten sich zu einer wilden Grimasse der Wut. Und trotzdem glaubte ich für einen Moment, so etwas wie... Enttäuschung darin zu erkennen.

Dann – urplötzlich – ließ er mich los.

Vollkommen überrascht stolperte ich zurück und hob abwehrend die Hände. Aber das war unnötig, wie ich bald erkannte – der Indianer machte keine Anstalten, mich nochmals anzugreifen. Das Feuer in seinen Augen erlosch, und das Grau seiner Haut wurde fleckig und dunkel.

Und dann öffnete er die versteinerten Lippen, und seine rauhe, haßerfüllte Stimme jagte mir einen Schauer über den Rücken. »Du bist nicht Ta-tan-ka I-yo-ta-ke. Du bist nicht der Mörder.«

Nur diese Worte. Mehr nicht. Er drehte wieder den Kopf und blickte in die Weite der Mojave-Wüste hinaus, als wäre nichts geschehen. Die Glut in seinen Augen erlosch endgültig, und dann griff er mit einer schwerfälligen, seltsam eckigen Bewegung nach der Decke und schwang sie sich wieder um die Schultern.

Wie lange ich noch reglos dastand und ihn anstarrte, während meine Gedanken wild im Kreise rasten, weiß ich nicht mehr. Er hatte mich töten wollen, und nun? Mein Verstand wollte sich nicht damit abfinden, was meine Augen sahen. Drohte von einer anderen Seite Gefahr, die ich nicht bemerkt hatte?

Ich wirbelte herum, drehte mich auf dem Absatz im Kreis. Und dann fiel auch mein Blick hinaus auf das endlose, sandige Meer.

Ein gellender Schrei brach über meine Lippen. Instinktiv riß ich die Arme schützend vor das Gesicht, taumelte zurück und stürzte in den Sand, kroch hastig noch weiter zurück und kam stolpernd wieder auf die Beine.

Es war ein Bild wie aus einem qualvollen Alptraum; schrecklicher als alles, was ich bisher je erblickt hatte.

Die endlose Wüstenlandschaft war übersät mit Leichen.

Ich schlug die Hände vor die Augen, doch mein Blick schien durch Fleisch und Knochen hindurch zu gehen, und das Bild brannte sich mit schrecklicher Klarheit in mein Gedächtnis und ließ mich wie von Sinnen schreien.

So weit mein Blick auch ging – überall, bis zum fernen Horizont und wahrscheinlich noch darüber hinweg, lagen die blutigen Körper von Indianern in voller Kriegsbemalung und Weißen in der Uniform der Kavallerie der Vereinigten Staaten; Körper, die von Speeren und Pfeilen, von Säbeln und Kugeln getroffen worden waren, wie von einem schrecklichen Sämann über den weißen Sand verstreut. Körper mit gebrochenen Augen und weit aufgerissenen Mündern, aus denen der klagende Laut wehte.

Ein blutiges Schlachtfeld.

Little Bighorn.

Ich wußte es im selben Moment, als ich die Uniformen erkannte, wußte es mit lähmender Gewißheit, obwohl ich nie eine Illustration oder eine Fotografie des schrecklichen Massakers gesehen hatte, daß dies die Vision von Little Bighorn war, dem schwärzesten Kapitel der amerikanischen Geschichte. Eine Vision!

Und mit dieser Erkenntnis verlor der Schrecken seine Macht. Es konnte nicht Wirklichkeit sein! Ich mußte dies alles... träumen!?

Mit einem Ruck fuhr ich herum. Vor mir erstreckte sich das Lager – und nichts hatte sich verändert! Nicht einer der über zwanzig Männer war durch mein Schreien erwacht. Und dann wanderte mein Blick zu meiner Schlafstatt, und ich sah –

mich selbst, in eine wollene Decke gehüllt und friedlich schlafend!

* * *

Es war ein prächtiger Tag im Juni des Jahres 1876. Die Sonne brannte heiß vom Himmel und ließ die Luft flirren, aber den Mann, der zusammengesunken im Zentrum der Siedlung saß, konnte sie nicht wärmen. Sein Körper war kalt wie die Nacht, und es war eine Kälte, die von innen kam, aus seiner Seele. Seine Augen, rot entzündet schon und tränend, blickten auf zu dem fernen, gleißenden Gott am

Firmament, starrten in die Sonnenglut, ohne sich auch nur einmal zu schließen. Sein Rücken, an den aufgestellten Stamm einer frisch gefällten und in vier Farben bemalten Pappel gelehnt, war übersät mit schorfigen Narben, nicht wenige erst notdürftig verheilt. Von seinen Armen rann Blut in schweren, dunklen Tropfen und versickerte im harten Boden. Sitting Bull war an diesem Tage dem Tod näher als je zuvor. Und doch hatte er die Qualen selbst erwählt.

Das Ritual, dem er sich unterzog, machte ihn bereit für den Sonnentanz, für das Zwiegespräch mit Wakan Tanka, dem Großen Geheimnisvollen; seinem Gott.

Immer wieder formten seine trockenen, gesprungenen Lippen das Bittgebet, sangen trotz der Schmerzen die Litanei, die nur die Götter verstehen konnten. Er spürte kaum, wie sein Adoptivbruder Jumping Bull die letzte der Wunden riß, die auf beiden Armen eine blutige Spur bis hinauf zur Schulter zogen, wie der Junge sich wieder erhob und die nadelspitze, blutbefleckte Ahle gegen die Sonne reckte.

Erst als ihn Jumping Bull sanft an der Brust berührte, löste er seinen starren Blick von der gleißenden Scheibe am Himmel und kam taumelnd auf die Beine. Mit unbewegtem Gesicht fuhr er in seinem klagenden Gesang fort.

Für einen Moment schien es, als würde der zu Tode erschöpfte Mann das Gleichgewicht verlieren, aber dann fing er sich wieder und begann, auf den Zehen auf und nieder zu wippen.

Der Sonnentanz hatte begonnen, und Sitting Bull tanzte ihn auf einem scharlachroten Teppich aus seinem eigenen Blut.

Die Priester, die rund um den Zeremonienplatz hockten und ihren Häuptling mit Gebeten stärkten, nahmen die Bewegung auf, wiegten die Oberkörper im Takt des Tanzes oder nickten den monotonen Rhythmus mit geschlossenen Augen.

Der Schatten der Pappel im Zentrum des Platzes wanderte wie der Zeiger einer riesigen Sonnenuhr und zog seine Bahn über die gebrannte Erde, während Sitting Bull tanzte; Stunden um Stunden um Stunden. Und noch immer hielt sich der völlig entkräftete Mann aufrecht. Allein die Kraft der Magie, derer sich Sitting Bull bediente, erhielt ihn am Leben.

Der Abend brach an, und die Sonne am Horizont färbte sich rot. Ihr erlöschendes Licht tauchte die Tipis in ein Meer aus Blut. Und immer noch tanzte Sitting Bull. Längst verspürte er die Schmerzen nicht

mehr, die durch seine Arme und seinen Rücken pulsten. Sein Geist hatte den Körper verlassen, vor Stunden schon, schwebte durch ein Reich, in dem es keinen Tod gab und kein Leben, auf der Suche nach Wakan Tanka, seinem Gott.

Und auch die Nacht sah Sitting Bull tanzen. Ohne Wasser oder Nahrung zu sich zu nehmen, bewegte sich der Häuptling der Sioux nach dem Takt des Götterliedes. Über dreißig Stunden lang.

Dann, die Sonne stand wieder im Zenit und brannte unbarmherzig auf die kleine Siedlung herab, brach Sitting Bull zusammen.

Der Sonnentanz war zu Ende. Er hatte Wakan Tanka gefunden...

»Ich nehme dein Opfer an.« Die Stimme des Gottes dröhnte in Sitting Bulls Ohren. Es war eine Stimme ohne Körper, und sie entstand direkt in seinem Kopf.

Der Häuptling neigte demütig das Haupt. Es war nicht das erste Mal, daß er Wakan Tanka um Beistand bat, doch selten zuvor war es mit dem Ritual des Sonnentanzes geschehen. Und diesmal hing von der Antwort des Sonnengottes ungleich mehr ab als eine gute Jagd oder eine reiche Ernte.

Vielleicht das Schicksal seines ganzen Volkes...

»Ich sehe, daß große Sorgen dein Herz umfangen«, fuhr die mächtige Stimme fort. »Und du hast dein Leben gewagt, um meinen Ratschlag zu erbitten, Häuptling der Sioux. Ich will deinen Wunsch erfüllen.«

Sitting Bull richtete sich auf und starrte in die Nebel, die ihn umgaben. Lichter brannten dahinter, wie in weiter Ferne, und große verzerrte Schatten huschten durch die undurchdringlichen Schwaden und begannen ihn zu umkreisen.

Für einen Moment war das Herz des Indianers voller Angst. Dies war die Welt der Ahnen, und die Götter waren launisch. Sein Leben galt hier nicht mehr als die Flamme einer Kerze im Wind. Ein böser Hauch nur, von einem mißgünstigen Gott geschickt, und er würde sterben. Doch als Wakan Tanka nicht weitersprach, entsann er sich dem Grunde seines Kommens.

»Mächtiger Gott der Sonne und des Lebens«, begann er die rituelle Ansprache. »Beschützer unseres Blutes und Bewahrer unserer Jagdgründe. Der weiße Mann, der uns betrogen hat, seit er in unser Land eindrang, bewaffnet sich. Mit seinen Armeen mordet er die

Krieger, Frauen und Kinder der Sioux, Cheyenne und Arapaho. Er will uns zwingen, das Land unserer Ahnen zu verlassen und das Leben in Freiheit gegen ewige Gefangenschaft einzutauschen.

Höre durch mich die Klagen deiner Söhne und Töchter, großer Gott der Sonne. Sage uns, ob wir siegreich gegen den weißen Mann bestehen werden, wenn ich die Krieger aller Stämme vereine.«

Lange Zeit schwieg der Gott. Die Nebel um Sitting Bull verdunkelten sich, begannen zu tanzen und griffen wie mit dürren Spinnenfingern nach ihm. Die Schatten wogten schneller und strömten zusammen, um Körper zu bilden. Mannsgroße Körper, die jenseits der Nebelwand hin und her huschten, niemals wirklich zu erkennen und doch so greifbar nah.

Dann klang wieder die Stimme auf, und Sitting Bull löste fast erleichtert seinen Blick von den dunklen Schemen.

»Du bist ein großer Krieger, Ta-tan-ka I-yo-ta-ke«, dröhnte der Gott, »tapfer und voller Weisheit. Ich will dir eine Antwort geben.«

Plötzlich riß die Nebelwand auf. Tipis aus Büffelhaut schälten sich aus dem Dunst, Feuerstellen und ein Pferdegatter. Die Tiere wieherten nervös und bäumten sich immer wieder auf. Indianer vom Stamm der Sioux liefen voller Hast zwischen den Zelten, bewaffnet mit Bögen und Speeren, aber ohne die erbeuteten Gewehre der Weißen.

Es dauerte einige Sekunden, bis Sitting Bull das Dorf erkannte. Es war sein eigenes Sommerlager! War er zurück aus der Welt der Götter, ohne die Antwort erhalten zu haben?

Dann begriff er. Wakan Tanka sprach in Bildern. Was er sah, war die Zukunft! Die Nebel jenseits des Dorfes lichteten sich. Gestalten in blauen Uniformen kamen heran, erreichten die ersten Tipis und näherten sich Sitting Bull. Soldaten des weißen Mannes!

Doch wie sahen sie aus? Der blaue Stoff war blutgetränkt und zerrissen: klaffende Wunden bedeckten Arme und Gesichter. Kraftlos taumelten sie heran, erreichten den Zeremonienplatz – und brachen zusammen, einer nach dem anderen, stürzten in den hellen Staub und wanden sich wie in Qual.

Diese Männer waren keine Sieger. Sie kamen als Todgeweihte.

Dann war es vorbei. Die Vision verblaßte, und eisige Böen zerschlugen die Nebelschwaden. Sitting Bull wurde fortgerissen, mitgezerrt von

den Winden des Jenseits, die ihn zurückbrachten in die Welt der Lebenden. Plötzlich war um ihn herum nur noch Dunkelheit, die Schwärze der ewigen Nacht.

Und dann – ein Licht. Aus weiter Ferne kam es heran, schneller und schneller, wurde zu einem gewaltigen, alles verschlingenden Maul. Sitting Bull schrie auf, als feurige Zungen nach ihm leckten, als sich ein Band aus Flammen um seinen Körper schlang und ihn hineinzerrte in dieses schreckliche Maul. Er wirbelte herum, rief mit letzter, verzweifelter Kraft den Namen seines Gottes

– und schlug die Augen auf. Die Priester wichen zurück und senkten ehrfurchtsvoll die Köpfe. Nur Jumping Bull blieb neben ihm hocken und stützte ihn.

»Du bist zurückgekehrt. Den Göttern sei Dank«, sagte er, und seine Stimme klang froh und unbesorgt nach all den Stunden, in denen sie um das Leben ihres Häuptlings gebangt hatten. »Hast du mit dem Sonnengott gesprochen?«

Sitting Bull nickte matt. Die Ungeduld seines jugendlichen Bruders gab ihm die Kraft, sich auf die Knie zu erheben und den Blick zur Sonne zu wenden.

»Wakan Tanka hat mir die Zukunft offenbart«, sagte er, und seine Stimme war nur mehr ein Flüstern. »Der weiße Mann ist des Todes...«

* * *

Ich erwachte, als mich jemand unsanft bei der Schulter packte und kräftig rüttelte. Die schwere Wolldecke verrutschte, und plötzlich kitzelten widerlich helle Sonnenstrahlen meine Nase.

Mit einem lautstarken Niesen fuhr ich auf, blinzelte schlaftrunken in die Runde und gewahrte gegen das grelle Licht einen großen, dunklen Schatten, der sich vor meiner Schlafstatt aufbaute.

»Nun aber hoch mit dir, Junge«, dröhnte eine tiefe, knarrende Stimme überlaut in meinen Ohren. »Aus dir wird nie ein echter Westmann. Bleibt einfach liegen und verschläft den ganzen Morgen! Ich wette, es ist schon nach sechs. Wenn du mich fragst –

»Niemand fragt dich, Bill«, klang eine zweite Stimme auf, eine glockenhelle Stimme voller Fröhlichkeit und Wärme. Die Stimme von

Annie Oakley. »Komm schon und hilf mir mit dem Feuer und laß Bob in Ruhe wach werden.«

Ich gähnte herzhaft und versuchte mich krampfhaft daran zu erinnern, wer ich war und wo ich mich befand. Habe ich schon erwähnt, daß ich es als tätlichen Angriff betrachte, wenn man mich vor neun Uhr morgens aus dem Schlaf reißt? Ja? Nun, William Frederick Cody jedenfalls schien es nicht zu wissen. Er lachte herzhaft, gab mir noch einen leichten Tritt mit einem seiner fast hüfthohen Lederstiefel und wandte sich um.

Sein Schatten, der mich bis jetzt vor den grellen Strahlen der Morgensonne bewahrt hatte, wanderte davon, und die plötzliche Helligkeit zerriß die letzten Schleier des Schlafes.

Ich fühlte mich wie gerädert und so erschöpft, als wäre ich die ganze Nacht in der Wildnis umhergestreift anstatt zu schlafen. In meinem Kopf schien ein wütender Hornissenschwarm zu hausen, und auf meiner Zunge lag ein seltsam metallischer Geschmack wie von Kupfer. Hatte mich wieder einer dieser furchtbaren Alpträume heimgesucht, von denen ich seit Tagen schon geplagt wurde? War ich wieder schweißgebadet erwacht, mitten in der Nacht, von schrecklichen Visionen aus dem Schlaf gerissen?

Doch je mehr ich versuchte, mich an Einzelheiten des Traumes zu erinnern, desto schneller entglitt er mir. Schließlich verdrängte ich den Gedanken mit einem Achselzucken, schlug die Decke beiseite und stemmte mich hoch.

Genauer gesagt: Ich versuchte es. Ein stechender Schmerz durchzuckte mein Handgelenk und ließ mich aufstöhnen. Ich fiel zurück und zog mit einem leisen Fluch den linken Ärmel meiner Jacke hoch.

Fassungslos starrte ich auf mein Gelenk herab, für Sekunden unfähig, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen.

Gleich unterhalb des Handballens hatte sich meine Haut grün und blau verfärbt, und deutlich konnte ich die braun umrandeten Abdrücke schlanker Finger erkennen. Finger, die sich mit furchtbarer Kraft um meinen Arm geschlossen haben mußten.

Nur – ich erinnerte mich nicht daran...

»Stimmt etwas nicht?« Eine leise, besorgt klingende Stimme riß mich aus meinen Gedanken. Shadow war neben mir aufgetaucht, kniete nieder und wischte sich eine Strähne ihres langen, fast silbernen

Haares aus der Stirn. Sie hatte ihre geflügelte Engelsgestalt abgelegt und einen menschlichen Körper angenommen. Hastig streifte ich den Ärmel über die häßliche Quetschung und verzog die Lippen zu einem gequälten Lächeln. Ich wußte nicht, was geschehen war, aber bis ich es herausgefunden hatte, wollte ich sie nicht unnötig ängstigen.

Mein Lächeln konnte nicht sehr überzeugend gewesen sein, denn Shadow blickte mich tadelnd an und griff dann energisch nach meinem Arm. Als sie die Male erblickte, sog sie scharf die Luft zwischen die Zähne.

»Was ist passiert?« fragte sie nach einer Weile, als klar wurde, daß ich nicht von selbst sprechen würde.

Ich zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht. Wirklich, Shadow. Gestern abend noch war meine Hand vollkommen in Ordnung. Und jetzt...«

»Du erinnerst dich nicht?« Shadow verzog ungläubig die Brauen. »So eine Verletzung –

» kommt nicht einfach über Nacht, das weiß ich selbst«, unterbrach ich sie; energischer, als ich es eigentlich wollte. Aber irgend etwas war mit mir geschehen, während ich schlief, und es machte mich rasend, daß ich keine Ahnung hatte, was es war. Noch einmal lauschte ich in mich hinein, und wieder entglitt mir die Erinnerung an den Traum, noch ehe ich sie greifen konnte.

Shadow starrte mich wütend an, ließ meine Hand einfach fallen und richtete sich wieder auf. »Entschuldige«, sagte sie nur, wandte sich mit wehender Mähne um und schritt zur Feuerstelle hinüber, wo sich Bill und Annie bemühten, ein Feuer zu entfachen. Ich sah ihr nach, wütend über mich selbst und meine Unbeherrschtheit. Dieser Morgen fing ja gut an!

Während ich mich mit steifen Gliedern in die Höhe quälte, suchte ich bereits nach einer Entschuldigung, um mich mit Shadow zu versöhnen. Längst schon war mir klar geworden, daß meine Gefühle zu ihr mehr, viel mehr waren als reine Freundschaft.

Ich liebte sie. Ich wußte es jetzt mit aller Deutlichkeit, seit dem Moment, als wir uns im Berg der Weißen Götter wiedergefunden hatten. Und jeder Mißklang zwischen uns schmerzte mich in der Tiefe meines Herzens.

Ich sah, wie sie an das erloschene Feuer trat, Annie mit einem Lächeln beiseite schob und eine rasche, komplizierte Geste mit der Hand

vollführte.

Eine Stichflamme schoß aus dem taufeuchten Holz, sprang von Span zu Span, und nach wenigen Sekunden brannte das Feuer lichterloh.

Shadow wandte sich zu mir um, und ein schelmisches Lächeln flog über ihr engelsgleiches Antlitz. Ich grinste zurück, klopfte den Sand aus meinen Kleidern und wollte zu ihr hinübergehen, als meine Finger etwas Kaltes, Metallisches berührten. Ich hielt inne, tastete nochmals über meinen Gürtel und zog das Ding hervor.

Es war Sitting Bulls Dolch.

Und er war ZERBROCHEN!

Die Erinnerung traf mich mit solcher Wucht, daß mir für einen Moment schwarz vor Augen wurde und ich haltlos zurückwankte.

Als ich zu fallen drohte, waren Shadow und Bill schon heran und stützten mich. Ich hörte ihre besorgten Stimmen, aber ich verstand den Sinn der Worte nicht. Es war, als hätte sich ein wattiger, finsterer Nebel um mein Gehirn gelegt und versuchte nun, meine Gedanken zu ersticken. Wieder wollte mir der Traum entgleiten wie ein lebendes Ding, aber diesmal hielt ich ihn fest; beinahe gegen meinen eigenen Willen. Das Blut rauschte mir in den Ohren, und vor meinem inneren Auge lief die furchtbare Vision der Nacht noch einmal ab, in all ihrer erschreckenden Klarheit.

Und gleichzeitig begann sich ein Gedanke in mein Bewußtsein zu drängen, der noch schrecklicher war als die Erinnerung an den Traum selbst.

Der Gedanke, daß es kein Traum gewesen sein konnte, sondern eine furchtbare, fremde Form der Realität. Wie konnte mein Arm durch einen Traum verletzt werden, wie ein Dolch durch eine Vision zerbrechen?

Aber waren dann nicht auch all diese anderen, grauenvollen Alpträume…

Plötzlich erklang ein schrilles, hysterisches Lachen, und erst, als etwas mit schmerzhafter Wucht mein Gesicht traf, erkannte ich, daß es meine Stimme war. Für Sekunden – oder Ewigkeiten – balancierte mein Geist noch auf dem schmalen Grat zwischen Vernunft und Wahnsinn, dann rissen mich Bills Schläge endgültig in die Wirklichkeit zurück. Es war wie das Erwachen aus tiefer Ohnmacht.

»Ganz ruhig, Robert. Alles ist gut.«

Die Worte kamen aus dem Nichts und waren von solch hypnotischer Kraft, daß meine rasenden Gedanken wie mit einem Ruck zum Stillstand kamen.

Es war Shadows Stimme, die ich hörte, und als sich die dunklen Nebel hoben, erkannte ich ihr Gesicht dicht vor dem meinen. Ich wußte nicht, was sie tat, doch ahnte ich jetzt, daß mich nicht allein Bills Ohrfeigen vor dem Irrsinn bewahrt hatten.

»O mein Gott!« Shadow schrie auf und zog ihre Geistfühler in blinder Hast zurück. Ihr Gesicht verschwand, und als ich noch immer benommen nach unten blickte, sah ich, wie sie zu Boden sank. Sie konnte nur für Sekunden mit meinem Geist verschmolzen gewesen sein, um ihn zu beeinflussen und zu beruhigen, und doch mußte sie all meine Alpträume, all den Schrecken der letzten Wochen in diesem Moment selbst durchlebt haben.

Jetzt war es an mir, ihr beizustehen. Ich streifte Bills Hände ab, ignorierte die Rufe und Fragen, die von allen Seiten auf mich eindrangen, und kniete neben Shadow nieder. Aber meine Hilfe war nicht notwendig. In dieser Sekunde schlug sie die Augen auf. Tränen rannen über ihre Wangen; ihr Blick flackerte.

»Warum... warum hast du mir nichts davon gesagt?« flüsterte sie, und in ihrer Stimme klang noch ein schwacher Abglanz des Grauens nach, das sie gesehen hatte.

Ich wischte ihr die Tränen mit dem Handrücken fort und sah sie fast schuldbewußt an. »Es waren Träume, Shadow; nur böse Träume. Bisher jedenfalls«, fügte ich hinzu und hob Sitting Bulls zerbrochenen Dolch vom Boden auf. »Jetzt sind sie... Wirklichkeit geworden.«

* * *

Ein kalter Wind kam auf und peitschte Myriaden von Schneeflocken gegen die nackten Steine und das verkrüppelte Baumgeflecht, das allein hier zu wachsen vermochte. Ein dumpfes Heulen erklang, als sich der Sturm in den bizarren, scharfkantigen Felsen fing, sich zu winzigen Strudeln sammelte und wieder auseinanderstob.

Das Land lag im Dämmerlicht; eine ewige Dämmerung, denn hier oben, nahe dem Gipfel des Little Rock, wurde es niemals richtig hell.

Dabei war, wie der Name schon sagt, der Berg nicht einmal sonderlich hoch. Und wenn auch die umliegenden Gebirgszüge unter der Hitze des Sommers glühten, so herrschten hier Kälte und Tod das ganze Jahr hindurch.

Die Weißen, von Mythen und Sagen unberührt, hatten dieses wohl einzigartige Phänomen als eine Laune der Natur abgetan und sich nicht weiter damit beschäftigt. Für sie zählte allein der Wert eines Landstrichs, und der Little Rock konnte allenfalls mit Eis und Fels aufwarten.

Für die Indianer war der Berg heilig. Ein böses Heiligtum, denn die Überlieferungen sprachen von Dämonen, die den Gipfel bewohnten. Dunkle, körperlose Schatten sollten dort hausen und die Seelen derer, die ihr Leben als Feiglinge im Kampf verloren, ewiger Qual preisgeben. Doch selbst die bösen Geister hatten ihren Platz im Leben der Indianer, und so war es bei den Stammeszauberern der umliegenden Völker Sitte, jedes Jahr zur Sommersonnenwende zum ewigen Eis des Little Rock zu ziehen und die Schatten der Toten über das Schicksal der Stämme zu befragen.

Die Zeit der Sonnenwende aber war noch nicht gekommen, und die vermummte Gestalt, die sich taumelnd und am Ende ihrer Kraft durch den eisigen Sturm bewegte, war auch kein Medizinmann.

Immer wieder blieb die junge Squaw stehen, öffnete die Bärenfellkapuze einen Spalt und blinzelte hinaus in das wirbelnde, weiße Inferno. Schneekristalle fauchten heran, drangen durch den schmalen Spalt und stachen wie Dutzende kleiner Nadeln nach ihren Augen. Die Squaw zog das Fell wieder zurecht und schloß für Sekunden die tränenden Augen. Sie wußte, daß es ihr Tod sein würde, jetzt stehenzubleiben und sich einfach in den Schnee sinken zu lassen. Sie wußte, daß sie gehen mußte, und doch verweigerten ihr die Füße den Dienst, schlanke, zierliche Füße, die sie schon seit Stunden nicht mehr fühlen konnte in den steinhart gefrorenen Stiefeln aus Büffelhaut.

Monahseetah taumelte. Die steifen Finger konnten die Kapuze nicht mehr halten, und der Sturm riß sie ihr in den Nacken und lieferte die junge Squaw den wütenden Gewalten aus.

Hart stürzte Monahseetah in den Schnee – und versank darin wie in eisigem Wasser. Ihr langes schwarzes Haar wehte noch für Sekunden im Wind, dann hatte die weiße Flut sie zugedeckt...

Als Monahseetah wieder zu sich kam, konnte noch nicht viel Zeit vergangen sein. Noch drang das Dämmerlicht durch das weiße Leichentuch, das sie bedeckte. Noch lebte sie!

Mit letzter Kraft stemmte sie sich wieder hoch, durchbrach die Schneedecke – und erstarrte.

Dicht vor ihrem Gesicht war etwas! Durch die nebligen Schleier, die vor ihren Augen wallten, konnte Monahseetah nur mehr einen Schatten erkennen; einen großen, unförmigen Schatten, der pulsierend wie ein gigantisches, schlagendes Herz vor ihr hockte und mit glühenden Augen auf sie herabstarrte.

Die Geister des Berges!

Mit einem Schrei sprang Monahseetah auf. Die panische Angst verlieh ihr neue Kraft und ließ sie den beißenden Frost und die tauben Glieder vergessen.

Der Schatten vor ihr stieß einen krächzenden Schrei aus, begann in noch schnellerem Rhythmus zu pulsieren – und erhob sich in die Luft!

Monahseetah stolperte zurück, fiel und stürzte abermals in den Schnee. Der plötzliche Schmerz ließ sie die Augenlider zusammenpressen, und als sie sie wieder öffnete, klärte sich ihr Blick.

Der Geist war ein schwarzer Adler!

Der Anblick war so unwirklich, daß Monahseetah für Sekunden einfach liegenblieb und aus schmerzenden Augen auf das gewaltige, wild mit den Flügeln schlagende Tier starrte.

Ein Adler? Hier, in dieser weißen Hölle, in der sonst kein Tier zu existieren vermochte? Das konnte unmöglich –

Ein neuer Schrei brach über Monahseetahs Lippen, als sie erkannte, daß sie sich die glühenden Lichter keineswegs eingebildet hatte. Jetzt konnte sie es deutlich sehen: Die Augen des Adlers glommen tatsächlich in einem unheimlichen roten Feuer. Sein Blick war fast der eines Menschen; durchdringend und von Intelligenz erfüllt.

Und noch während sie fassungslos auf das unheimliche schwarze Tier starrte, schwang sich der Adler höher und höher in die Lüfte, kämpfte mit mächtigem Flügelschlag gegen den Schneesturm an und stieß ein zweites Krächzen aus.

Es klang wie ein Ruf.

Und die junge Squaw verstand ihn! Plötzlich glaubte sie aus dem Schrei des Tieres ein Wort herauszuhören; ein Wort in der Alten Sprache.

»Komm!« schrie der Adler, und sein Flügelschlag war ein Winken, das Monahseetah mit sich zog, fast gegen ihren Willen.

Der dunkle Schemen des geflügelten Boten verschwand fast in den weißen Winden, und mehr als einmal verlor Monahseetah ihn aus den Augen. Doch wenn sie ihn nicht sah, so folgte sie seinem Laut, dem Rauschen der gewaltigen schwarzen Schwingen und dem Ruf, dieser magischen Stimme in der Sprache der Alten, von der sie nur ein paar Worte beherrschte.

Und dann, von einer Sekunde auf die andere, legte sich der Sturm. Jedenfalls glaubte Monahseetah erst, daß es so sei, doch als sie sich umwandte und zurücksah, tobten hinter ihr noch immer die weißen Winde. Es war wie eine unsichtbare Wand, deren Grenze sie überschritten hatte. Eine Insel der Ruhe, mitten in den tosenden Gewalten des Sturmes. Wie das Auge eines Orkans.

Und selbst die Kälte blieb hinter dieser Wand zurück. Hätte nicht die Angst um das, was mit ihr geschah, Monahseetah frösteln lassen – sie hätte ihren Pelz ablegen können.

So aber blickte sie sich aus furchtsam geweiteten Augen um und wagte nicht, noch weiter in diese wundersame Welt jenseits des Schneesturmes hineinzuschreiten. Der Adler flog noch bis zum Zentrum des kreisrunden Platzes, wo der niedrige, finstere Eingang einer Höhle im Fels klaffte, streckte die krallenbewehrten Fänge vor und landete auf einer Holzstange, die mit Fellen und Totemschnitzereien verziert war.

Und im selben Moment, in dem der schwarze Adler die Flügel anlegte, erstarrte er zu einer unbeweglichen Statue. Die Flammen in seinen Augen erlosch. Mit einem Male wirkte er wie ausgestopft – und alt, uralt.

Und Monahseetah wußte plötzlich mit einer Gewißheit, die auf nichts begründet schien, daß sie ihr Ziel erreicht hatte.

Meile um Meile war sie gewandert, hatte Wüsten und fruchtbare Täler durchquert, Steppen und Gebirgspässe. Vor Monaten schon hatte sie ihren heimatlichen Stamm verlassen auf der Suche nach ihm.

Und jetzt, da die Reise ihr Ende gefunden hatte, fehlte ihr der Mut, den letzten, entscheidenden Schritt zu wagen: die Begegnung mit einem Mann, der längst Legende geworden war.

»Sei mir gegrüßt, mein Kind.«

Die junge Squaw fuhr mit einem erschrockenen Laut herum. Vor ihr stand ein kleiner, dürrer und unglaublich alter Mann. Ein leises Lächeln spielte um seine fleischlosen Lippen, als er die Hand zum Gruße hob. Wie aus dem Nichts war er neben Monahseetah erschienen, ohne daß sie sein Kommen bemerkt hatte. Die Squaw war so sehr verblüfft, daß sie vergaß, den Gruß zu erwidern.

Nach einer Weile senkte der Alte die knochige Hand wieder und wiegte langsam den Kopf; eine Bewegung, die unendlich mühsam erschien. »Ich wollte dich nicht erschrecken«, fuhr er mit einer Stimme fort, die gleichsam gebrechlich wie auch fest und energisch klang. »In der Einsamkeit vergißt man leicht die Gewohnheiten der Sterblichen.«

War die Stimme auch uralt, so klangen die Worte doch freundlich und warm, und endlich erwachte Monahseetah aus ihrer Starre und senkte das Haupt vor dem Alten.

»Du bist Mazakootemane, Schamane vom Stamm der Sioux«, flüsterte sie ehrfürchtig.

»Ich bin es«, entgegnete der alte Zauberer. »Und du bist Monahseetah, die Enkelin von Ta-tan-ka I-yo-ta-ke, den man Sitting Bull nennt.«

»Woher weißt du –

Der Alte lächelte wieder. »Wäre ich Mazakootemane, wenn ich es nicht wüßte?« fragte er, und seine Stimme klang fast amüsiert. »Dein Weg zu mir war weit und beschwerlich, Monahseetah, und bist du auch eine Squaw von nur siebzehn Jahren, so hast du doch den Mut und das Herz eines Kriegers.«

Monahseetah errötete. Dieser alte Mann sprach leichtfertig aus, was sie sich innerhalb des Stammes immer gewünscht hatte: mehr zu sein als nur eine Squaw. Als Enkel eines Magiekundigen wie Sitting Bull wäre sie eingeweiht worden in die Geheimnisse der Götter. Als Enkelin galt sie nichts, obwohl auch in ihren Adern das Blut Sitting Bulls floß.

»Ich danke dir, Mazakootemane«, sagte sie. »Ich bin gekommen, um dir eine Bitte vorzutragen –

»Auch das weiß ich«, unterbrach sie der Schamane. »Doch gehen wir in meine Höhle, um zu sprechen. In meinem Alter wird es schwer, einen Naturzauber lange Zeit aufrechtzuerhalten, und ich spüre, wie der Schnee sein Gebiet zurückfordert.« Er deutete erst auf die unsichtbare Wand, hinter der das Toben und Wirbeln der weißen Flocken noch zugenommen hatte, dann auf den niederen Eingang zu seiner Unterkunft und setzte sich mit schwerfälligen Schritten in Bewegung.

Monahseetah folgte ihm in respektvollem Abstand, als der uralte Magier die Höhle betrat. Niemand wußte, wie alt Mazakootemane wirklich war, doch die Überlieferungen sprachen von über fünfhundert Sommern. Es mochte Legende sein, natürlich, aber in diesem Augenblick zweifelte die junge Squaw kaum mehr daran.

In der Höhle war es finster wie in einer Gruft; nur die Glut eines niedergebrannten Holzfeuers erhellte eine Ecke des kleinen Raumes. Mazakootemane trat langsam auf die glimmenden Scheite zu, legte Holz nach und murmelte ein einziges, unheimlich klingendes Wort. Sofort loderte die Flamme hoch und riß den Raum aus der Dunkelheit.

Er war nur spartanisch eingerichtet: ein Lager aus gewebten Decken und Büffelhaut, vier, fünf Krüge mit Wasser und einem merkwürdigen weißen Pulver, zwei grobe Matten auf dem steinigen Boden. Doch was der Einrichtung an Reichtum fehlte, besaßen die Wände im Übermaß. In Rot, Schwarz und Blau, den Farben des Feuers, der Erde und des Wassers, bedeckten bizarre Schriftzeichen die natürlich gewachsenen Felsen. Es war nicht die Sprache des Bildes, die Monahseetah kannte, und so konnte sie nicht verstehen, welche Botschaften der Zauberer hier hinterlassen hatte.

Der Himmel selbst, für den keine der Farben stand, war durch ein Deckengemälde vertreten, wie die junge Squaw noch keines zuvor gesehen hatte: Auf schwarzem Grund glitzerten die Abbilder der Sterne wie kleine, funkelnde Diamanten. Viele der Punkte hatte der alte Magier mit Strichen verbunden und mit den Zeichen der einzelnen Götter versehen.

Es war ein seltsames Bild, das sich der jungen Squaw bot; so fremd und doch auf rätselhafte Weise vertraut.

Der Alte wartete geduldig, bis Monahseetah den Blick von den Wundern seiner Höhle gelöst hatte. Dann ließ er sich auf eine der Matten niedersinken und bedeutete ihr, gleichfalls Platz zu nehmen.

»Du bist hier, um die Geheimnisse der Magie zu erlernen«, stellte er dann fest. »Du haderst mit deinem Schicksal, eine Frau zu sein, Monahseetah. In deinen Adern fließt das Blut der Schamanen vom Berg der Weißen Götter, und dieses Erbe läßt deine Seele nicht ruhen.«

»Es ist, wie du sagst«, antwortete Monahseetah leise. Sie wußte, daß das Schicksal ihres ganzen weiteren Lebens von den nächsten Minuten abhängen würde. Es lag allein in der Hand des Zauberers, sie zu unterrichten und die Kräfte zu erwecken, die ihr angeboren waren.

Der Alte schwieg lange Zeit, während das Feuer langsam niederbrannte und die Gesichter der beiden so ungleichen Menschen mit seinem flackernden Schein erhellte. Schließlich kroch Mazakootemanes sehnige Hand zwischen die Falten seines Gewandes und zog eine hölzerne Pfeife und einen Beutel Tabak hervor.

Während er die kleine Pfeife stopfte, begann er wieder zu reden, aber seine Stimme war kälter geworden und härter. Monahseetah sank der Mut, als sie die Worte hörte.

»In meinem langen Leben hatte ich viele Schüler«, sagte Mazakootemane. »Sie kamen wohl von jedem Stamm des Landes, und sie alle wollten unterrichtet werden in Magie und Wissen. Bei einigen von ihnen erhörte ich die Bitte und nahm sie bei mir auf. Doch bei fast allen habe ich es bereut.

Der Zauber der Götter ist gefahrvoll und schwer zu beherrschen. Manche ließen ihr Leben bei einer falschen Beschwörung, viele brachen die Ausbildung ab, weil Angst ihr Herz übermannte. In all den Jahren habe ich keinen gefunden, der wirklich würdig war, mein Nachfolger zu sein.«

Mazakootemane seufzte schwer, drehte sich halb herum und zog einen brennenden Span aus dem Feuer. Er setzte den Tabak in Brand, paffte ein paar Züge und wandte sich wieder Monahseetah zu. Ein dicker blauer Rauchschwaden löste sich von der Pfeife und schwebte träge durch den Raum.

»Du fragst, ob ich dich unterrichte«, fuhr er fort. »Nun, unter all den jungen Kriegern, die zu mir kamen, war nie eine Frau. Ich glaube nicht –

Ein greller Blitz fuhr plötzlich vom Feuer hoch, traf den alten Magier und schleuderte ihn zurück. Und wie ein Donnerschlag folgte dem Blitz ein urgewaltiges Brüllen, das die Höhle erbeben ließ.

Monahseetah war zu Tode erschrocken aufgesprungen und Zeuge geworden, wie Mazakootemane gegen die Wand geworfen wurde. Für sie gab es keinen Zweifel, daß der alte Mann tot war, noch bevor er am Fels herabsank und mit seltsam verrenkten Gliedern am Boden liegen blieb. Sein Genick war bei dem Aufprall gebrochen; sie hatte den furchtbaren Laut deutlich hören können: ein Knacken wie von einem trockenen Ast.

Doch damit war das Grauen nicht vorüber.

Mit einem Male stand eine Halbkugel aus schwarzem Rauch über dem Feuer und erstickte die Helligkeit. Dann spaltete sie sich mit einem singenden Laut in zwei Teile, und eine krallenbewehrte Pranke, groß wie ein Kopf, kam zum Vorschein.

Die junge Squaw reagierte, ohne zu denken. Plötzlich war ein Wort aus den Tiefen ihrer Seele aufgetaucht; ein Wort in der Alten Sprache, dessen Bedeutung sie nicht verstand. Trotzdem griff sie danach. Ihre Lippen formten das Wort, und trotz seiner absoluten Fremdartigkeit konnte sie es mühelos aussprechen.

Die Pranke zuckte zurück, als hätte ein mächtiger Schlag sie getroffen – und erstarrte mitten in der Bewegung. Noch einmal wiederholte Monahseetah das Wort, und plötzlich liefen feine Risse durch den Arm des Ungetüms.

Dann zerbrach die Pranke wie morscher Stein, fiel in das Feuer zurück, aus dem sie gekommen war, und verging im grellen Blitz einer lautlosen Explosion.

Sekundenlang stand Monahseetah schwer atmend da, unfähig, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Sie verstand nicht, woher das Wesen gekommen war und aus welchem Grund es den Schamanen getötet hatte. Doch Mazakootemane war tot, und all ihre Mühen, all ihre Hoffnung waren umsonst gewesen...

»Aber nein«, klang eine wohlbekannte Stimme auf. Monahseetah fuhr herum – und starrte ungläubig auf die Gestalt des uralten Medizinmannes.

Mazakootemane stand vor ihr – er war unverletzt!

»Ich sehe jetzt die Kraft, die in deiner Seele wohnt«, fuhr der Alte fort, reckte sich und legte der Squaw die knochige Hand auf die Schulter. »Du hast die Probe bestanden, Monahseetah. Ich werde dich unterrichten...«

* * *

Obwohl die Sonne heiß vom Himmel brannte und die Luft bereits in den frühen Morgenstunden flirren ließ, war mir so kalt, daß meine Zähne unwillkürlich aufeinanderschlugen. Fast glaubte ich, den Rauhreif meines Atems sehen zu können. Es war eine Kälte, die aus mir selbst kam und die keine Sonne und kein Feuer vertreiben konnten.

Shadow saß zusammengesunken neben mir, die Beine an den Körper gezogen und mit den Armen umschlungen. Ich ahnte, daß es ihr ähnlich wie mir erging. Der Schrecken aus meinen Visionen hatte sich tief in unsere Seelen gebrannt.

Wir hatten uns von der Gruppe abgesondert und hockten im Schatten der bizarren Felsen, aus denen die himmelhohen Wände dieser Schlucht bestanden.

Ich hatte das Drängen und die Fragen meiner Freunde abgewehrt und darauf bestanden, uns ein paar Minuten Ruhe zu gönnen. Das war schwieriger gewesen, als es sich anhört. Die Wächterindianer um Ixmal, die nur den letzten Akt der Geschehnisse beobachtet hatten, glaubten erst, ich hätte Shadow ein Leid zugefügt. Für sie war Shadow eine Göttin – was der Wahrheit ja schon recht nahe kam –, und sie wären beinahe über mich hergefallen, als sie bewußtlos zusammenbrach. Erst Sitting Bulls ehrfurchtgebietende Stimme hatte sie halbwegs zur Räson gebracht.

»Seit wann quälen dich diese... Träume, Robert?« Shadows Stimme war kaum mehr als ein Hauch, und als sie aufsah und ich ihrem Blick begegnete, erkannte ich einen Schrecken darin, den ich mir trotz allem nicht erklären konnte. Denn sie hatte schon mehr Grauen und Tod gesehen, als ein Mensch je ertragen kann – wie konnten meine Alpträume, so erschreckend sie auch waren, sie derart aus der Fassung bringen?

Sie mußte mehr daraus gelesen haben, als ich auch nur ahnen konnte. Was wußte sie?

»Ich habe auch schon darüber nachgedacht, mehr als einmal«, antwortete ich nach kurzem Zögern. »Es muß in San Francisco begonnen haben – etwa zu der Zeit, als ich Buffalo Bill und Sitting Bull kennenlernte.«

Shadow nickte nur. Ich wartete noch ein paar Sekunden, doch sie schien mir nicht erklären zu wollen, worauf sie hinauswollte.

»Warum fragst du?« hakte ich schließlich nach, doch sie wich mir so geschickt aus, als wäre sie bei Howard in die Lehre gegangen.

»Es ist zu früh, Genaueres zu sagen«, erwiderte sie. »Ich habe einen Verdacht, und ich... ich muß darüber nachdenken. Was ist mit diesem Namen? Ta-tan-ka I-yo-ta-ke. Sagt er dir irgend etwas?«

Ich schüttelte den Kopf, hilflos und verärgert zugleich. »Shadow, ich will wissen, was das alles zu bedeuten hat. Wenn du glaubst, etwas zu ahnen, dann sag es mir. Bitte!«

Für endlose Sekunden sah sie mich an, und ihre Augen schienen direkt in meine Seele zu blicken. Aber ich hielt ihrem Blick stand, und schließlich senkte sie den Kopf und atmete tief ein.

»Gut. Vielleicht ist es sogar besser so.« Ihre Stimme klang gepreßt, als bereite ihr das Sprechen unendliche Mühe. Oder, führte ich den Gedanken erschrecken fort, als wollte etwas mit aller Macht verhindern, daß sie ihr Wissen preisgab! Die Kälte in meinem Inneren schien noch zuzunehmen.

»Diese Träume scheinen eine Art... Warnung zu sein«, flüsterte Shadow, als fürchtete sie, belauscht zu werden. »Eine Warnung, die immer mehr an Substanz gewinnt, je näher wir unserem Ziel kommen. Wäre nicht diese Vision der letzten Nacht, dieser indianische Name, würde ich auf jemanden tippen, der dich mit diesen Träumen in den Wahnsinn treiben will.«

»Necron? Du meinst, er weiß –

»Ich hätte es geglaubt, ja. Aber er kann es nicht sein. Die Chance, dich zu töten, hätte er sich nicht entgehen lassen.«

Ich umfaßte mit der Linken mein Handgelenk. Die Berührung brannte wie Feuer und erinnerte mich daran, wie knapp nur ich dem Tod entronnen war. Aber wenn nicht Necron hinter all dem steckte – wer dann? Nun, es war müßig, eine Liste all meiner Feinde zusammenzustellen; ich hätte wohl ein ganzes Notizbuch damit füllen können.

»Erinnere dich an die Worte des Wächters«, fuhr Shadow fort. »Er hat nicht dich töten wollen. Der Angriff galt einem anderen, diesem Ta-tan-ka, und ich vermute, es ist – Ein gellender Schrei durchbrach die

Stille.

Ein Todesschrei, von den Felsen geisterhaft verzerrt und dutzendfach zurückgeworfen.

Wir fuhren in einer einzigen schnellen Bewegung hoch und herum. Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte; aber was es auch war – meine Erwartungen wurden enttäuscht. Die Indianer waren ebenfalls aufgesprungen und hatten nach den Waffen gegriffen, Annie Oakley stand regungslos beim Feuer, und auch Sitting Bull und Buffalo Bill hatten ihre Revolver hochgerissen und suchten nach einem Ziel.

Es gab keines.

Nur der Schrei zitterte noch in der Luft, ein Laut, der uns an Schmerz und Tod denken ließ.

Es war ein Bild wie auf einer bizarren Fotografie: Alles wirkte wie eingefroren, in einem einzigen Augenblick zu einem leblosen Kabinett des Schreckens erstarrt.

Dann platzte die Eingangsplane des einzigen Zeltes in unserem Lager auseinander, und die hagere Gestalt Lancelot Postlethwaites erschien unter der Öffnung, einen langläufigen Karabiner in den sehnigen Händen.

In der atemlosen Stille klang das Klatschen des Zeltstoffes wie ein Schuß. Unsere Köpfe ruckten herum, und Postlethwaite konnte dem Himmel danken, daß keiner der Männer die Nerven verlor und einfach auf alles feuerte, was sich bewegte.

Der Gelehrte stolperte noch einige Schritte weiter, von der plötzlichen Helligkeit geblendet, und blieb dann wie erstarrt stehen.

Erst glaubte ich, unsere Waffen, so unerwartet auf ihn gerichtet, hätten ihn erschreckt. Dann spürte ich, daß etwas anderes der Grund war. Postlethwaites Augen weiteten sich vor Entsetzen, und binnen Sekunden war sein gesunder, braungebrannter Teint aschfahl geworden. Das Gewehr entfiel seinen Händen, als er schreckensbleich zurücktaumelte, den Arm hob und zum Ende der Schlucht deutete.

Ich fuhr herum – und wußte nach einem furchtbaren Augenblick der Erkenntnis, woher die entsetzlichen Schreie gekommen waren.

Ein Mann erschien zwischen den Felsen, schwankte einige Schritte auf das Lager zu und brach mit einem keuchenden Laut in die Knie.

Obwohl ich ihm näher stand als alle anderen, nur knapp fünfzehn Yards entfernt, brauchte ich Sekunden, bis ich ihn erkannte. Es war der indianische Posten. Shadow wandte sich mit einem halb erstickten Schrei ab. Mein Magen rebellierte bei dem schrecklichen Anblick, doch ich glaube, ich war einfach zu entsetzt, um noch zu einer anderen Reaktion fähig zu sein als der, dazustehen und zu starren.

Der Mann hätte längst tot sein müssen: Sein Körper war von Wunden übersät, seine rechte Hand und die Schultern fehlten ganz, und das Gesicht war eine einzige rotglänzende Fläche. Gott allein wußte, was diesen Krieger noch am Leben erhielt.

Wieder stieß er einen kaum mehr menschlichen Schrei aus, versuchte in einer letzten verzweifelten Bewegung, sich nochmals auf die Füße zu erheben – und brach vollends zusammen. Er mußte schon tot sein, noch bevor sein geschundenes, entstelltes Gesicht den heißen Sand berührte.

Und noch immer war von einem Angreifer nicht die geringste Spur zu sehen. Nach der endlosen Sekunde des Schreckens kam Leben in die Männer im Lager. Einige der Indianer lösten sich zaghaft aus der Gruppe und näherten sich dem Toten; vorsichtig und nach allen Seiten sichernd.

Ich riß meinen Blick von dem schrecklichen Bild los, wandte mich zu Shadow um –

und starrte auf eine nackte Felswand!

Wo vor Sekunden noch Shadow gestanden hatte, war nun nichts mehr. Deutlich konnte ich die Abdrücke ihrer nackten Füße im Sand erkennen; Spuren, die seltsam verwischt aussahen, als wäre sie plötzlich aus dem Stand nach hinten gerissen worden. Shadow selbst war verschwunden – wie vom Erdboden verschluckt...

* * *

Für einen Moment vergaß ich sogar den Toten in meinem Rücken, als mich die Erkenntnis wie ein Hammerschlag traf. Deutlich spürte ich eine Präsenz, die ich nur zu gut kannte: Magie. Der düstere, kalte Hauch lag förmlich in der Luft, aber noch während ich geistesgegenwärtig danach greifen wollte, um seinen Ursprung zu ergründen, verblaßte er schon wieder. Zurück blieb nur ein vages Gefühl der Gefahr.

Es war, dachte ich mit Schaudern, als hätte sich eine unsichtbare Tür kurz geöffnet, als hätte etwas mit aller Hast in die Wirklichkeit hinausgegriffen, um das Tor gleich wieder hinter sich ins Schloß zu werfen.

Und Shadow mit sich zu nehmen!

Ich kniete nieder, berührte ihre Spuren mit den Fingerspitzen und verstärkte meine Bemühungen, der magischen Quelle auf die Spur zu kommen, aber es war zu spät. Der Hauch des Bösen, den ich eben noch gespürt hatte, war verflogen.

Dafür entdeckte ich etwas anderes. Der Fetzen lag halb verdeckt im Sand, gleich hinter Shadows Fußspuren. Ein ehemals wohl weißes Stück Stoff, seltsam steif und in sich verdreht.

Und von Blut getränkt.

Eine eiskalte Hand umschloß mein Herz und preßte es zusammen. Hastig griff ich nach dem Fetzen – und atmete auf. Es konnte nicht Shadows Blut sein. Der Stoff war hart wie Papier, das Blut eingetrocknet und spröde. Als meine Finger den Stoff berührten, löste es sich wie rostige Flecken und rieselte zu Boden.

Und als ich das Tuch aufnahm und in den Händen drehte, zerstob es unter meinen Fingern zu feinem Staub. Es mußte alt sein – uralt…

»Robert!« Ein lauter Ruf riß mich aus meinen Gedanken. Ich fuhr herum.

Bill stand bei der Gruppe, die sich um den toten Wachposten geschart hatte, und winkte mich ungeduldig heran. Noch einmal wandte ich mich der verwischten Spur zu, aber es gab nichts, was ich noch hätte tun können. Shadow war und blieb verschwunden – eine Tatsache, mit der ich mich abfinden mußte. Ich war hilflos wie selten zuvor. Ich konnte nur hoffen und zu Gott beten, daß sie noch am Leben war.

So erhob ich mich schließlich von meinem Platz und eilte mit schnellen Schritten zu den anderen hinüber. Mittlerweile hatten sich alle bei dem Toten eingefunden; alle außer Annie, die mit bleichem Gesicht abseits stand und offensichtlich bemüht war, ihren Magen im Zaum zu halten.

Der Schrecken der letzten Minuten muß mir nur allzu deutlich im Gesicht gestanden haben, denn als sich Bill umwandte, um mich durch die Reihen der Indianer zu dem Leichnam zu ziehen, verharrte er

mitten in der Bewegung.

»Mein Gott... was ist denn geschehen? Und wo ist Miß Shadow?« fragte er, wie immer viel zu laut.

Die Köpfe der anderen ruckten herum, und sofort sah ich wieder Argwohn in den Augen der Indianer aufblitzen. Ixmal löste sich aus der Gruppe und trat dicht an mich heran. Er reichte mir gerade bis an die Schultern, und trotzdem drückte er in diesem Moment solch eine Kraft und Drohung aus, daß ich unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

»Sie ist... verschwunden«, antwortete ich lahm und zuckte die Achseln. »Einfach verschwunden.« Wahrscheinlich war es das Falscheste, was ich in diesem Augenblick überhaupt sagen konnte.

»Was soll das heißen?« Ixmal ballte die Fäuste und trat abermals an mich heran. »Wenn ihr etwas zugestoßen ist –

Wieder war es Sitting Bull, der eine Auseinandersetzung im letzten Moment verhinderte. Er tauchte plötzlich hinter Ixmal auf und legte ihm seine sehnige Hand auf die Schulter.

Für einen kurzen Moment nur trafen sich unsere Blicke, dann wußte der alte Häuptling genug. Seine Stimme klang ruhig und bestimmt, als er sich an mich wandte. »Was ist geschehen, Blitzhaar?«

»Ich weiß es wirklich nicht«, gab ich zurück. »Wir standen dicht beisammen, dort drüben«, ich deutete zu der Felswand hinüber, »und plötzlich war sie verschwunden, noch während ich –

Ich sprach nicht weiter. Plötzlich wußte ich, warum der indianische Posten auf so schreckliche Weise gestorben war.

Er hatte mich ablenken sollen; mehr nicht! Shadow hatte geahnt, was hinter all diesen Alpträumen steckte, und ihre Vermutungen waren offensichtlich richtig gewesen.

Wer immer die Träume geschickt und das Netz aus Wahnsinn und Tod gewoben hatte, in das ich mich immer mehr verstrickte – er hatte zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen.

Zum einen hatte er Shadow mundtot gemacht (und vielleicht nicht nur das, flüsterte eine bösartige Stimme in meinem Gehirn), zum anderen hatte er den Posten beseitigt. Den Mann, der mich in meinem Wachtraum angegriffen hatte und den ich als einzigen noch hätte

befragen können, um Klarheit in diese ganze mysteriöse Angelegenheit zu bringen.

All dies schoß mir in einem einzigen Augenblick durch den Kopf, und diesmal war ich klug genug, mir nichts anmerken zu lassen. Wenn mir die Indianer um Ixmal auch manches glauben mochten, diese Erklärung für Shadows Verschwinden war einfach zu phantastisch, um glaubhaft zu wirken.

So räusperte ich mich nur und fuhr fort: » noch während ich den Posten hier zusammenbrechen sah. Das ist alles, was ich weiß.« Und an Sitting Bull gewandt, fügte ich hinzu: »Ich glaube, daß ein böser Zauber sie entführt hat, Häuptling.«

Sitting Bull nickte bedächtig. »Es ist gut«, sagte er dann. »Ich glaube dir, Blitzhaar.« Er wandte sich an die Krieger um Ixmal und redete in der Alten Sprache auf sie ein. Nach und nach entspannten sich die wutverzerrten Gesichter. Schließlich trat Ixmal zur Seite und gab den Weg zu dem Leichnam seines Stammesbruders frei. Ich nickte ihm zu und setzte so etwas wie ein versöhnliches Lächeln auf. Es wurde zu einer Grimasse, als ich den Toten erblickte.

Lancelot Postlethwaite erhob sich eben wieder von den Knien und wischte sich die Hände an einem groben Leinentuch ab. Er hatte den Indianer auf den Rücken gedreht und notdürftig untersucht. »Nichts mehr zu machen«, sagte er überflüssigerweise.

Mir wurde übel, und ich mußte für einige Sekunden die Augen schließen, um dem furchtbaren Anblick standzuhalten.

»Solche Wunden habe ich erst einmal gesehen«, fuhr Postlethwaite mit leiser Stimme fort und rückte seine Nickelbrille zurecht, »auf einer Expedition, die mich durch die sibirische Tundra führte. Damals entfernte sich einer unserer Träger leichtsinnigerweise von der Gruppe. Wir fanden ihn erst nach Stunden. Ein Wolfsrudel war über ihn hergefallen… schrecklich.«

»Wölfe? Hier? Das ist ja lächerlich!« Buffalo Bill war an den Leichnam herangetreten. Er verzog das Gesicht, nahm Postlethwaite den blutigen Lappen aus den Händen und breitete ihn über den Kopf des Toten. »Wir sind hier am Rande der Mojave-Wüste, verehrter Professor«, fuhr er fort, »und ich habe noch nie gehört, daß sich Wölfe –

Ein langgezogener, klagender Laut erklang, als wollte ihn die Wüste selbst Lügen strafen. Ein schauerliches Heulen, das mir einen kalten

Schauer über den Rücken jagte. Und während wir noch wie erstarrt lauschten, fiel ein zweites Tier in das schreckliche Lied ein, dann ein drittes, ein viertes...

Das Heulen schwoll an, wurde lauter und lauter, und noch immer gesellten sich neue Stimmen hinzu.

Postlethwaite war bleich geworden, und als er sich umwandte und ich in seine Augen sah, erkannte ich nichts als Angst darin; eine tiefe, bodenlose Angst.

»Gott steh uns bei«, flüsterte er.

* * *

Seit Stunden schon hockte Monahseetah zusammengesunken auf dem steinigen Boden der Höhle. In ihren Händen hielt sie eine unförmige, braune Kugel von der Größe eines Kräheneies, wiegte sie sanft hin und her und murmelte dabei Worte, die so fremdartig waren, daß ihre Stimmbänder sie kaum formulieren konnten.

Es war eine Blumenzwiebel, und sie war kalt und hart und leblos gewesen; bis vor wenigen Minuten jedenfalls. Nun spürte Monahseetah, daß etwas tief in der Knolle erwachte und der Außenwelt entgegendrängte. Es war das Leben selbst, das sich regte.

Mazakootemane saß neben ihr, unbeweglich und stumm. Der alte Schamane zeigte mit keiner Miene die Freude, die er empfand. Deutlich konnte auch er die Veränderung in der Knolle spüren, ja, er sah sogar die mentalen Ströme, die von Monahseetahs Mund aus in die kleine braune Kugel drangen.

Der Zauber gelang! Und das, obwohl die Squaw erst seit drei Monden bei ihm weilte!

Ja, es war richtig gewesen, sie zu unterrichten, dachte der Alte. Schon jetzt beherrschte sie den Naturzauber besser als je einer seiner Schüler vor ihr, und wenn er ihr die Angst vor den Beschwörungen der Götter und Geister nehmen konnte, würde sie die Ausbildung abschließen können, in zwei Jahren schon.

Die kleine Zwiebel in Monahseetahs Händen begann zu zittern, zuckte hin und her wie ein lebendiges Wesen. Noch hatte der Keim nicht die Kraft, die letzte Grenze zum Licht zu überschreiten. Ein weiteres Mal

sammelte Monahseetah ihre Kräfte, fühlte die Macht, die tief in ihr schlummerte, erweckte einen kleinen Teil davon – einen winzigen Teil nur, gerade groß genug, um den Zauber zu vollenden – und sandte ihn in die Knolle.

Die Kugel zerplatzte.

Mit einem Male war die Luft voller Staub und Ruß und roch durchdringend nach verbranntem Laub. In Monahseetahs Händen blieb nur ein verkohltes, formloses Etwas zurück, bizarr gewunden wie eine vertrocknete Blüte.

Mit einem wütenden Schrei schleuderte sie das Ding gegen eine der Felswände, sprang auf und wandte sich ab. Ihre Schultern zuckten.

Mühsam erhob sich der alte Schamane, trat hinter sie und legte ihr sanft die Hand auf die Schulter. Sie drehte sich halb weg, zog die Nase hoch und blinzelte wütend die verstohlenen Tränen weg, die sich in ihren Augenwinkeln sammelten.

»Die Macht in dir ist größer, als ich dachte«, sagte Mazakootemane mit leiser Stimme. »Du wirst lernen müssen, sie besser zu beherrschen.«

Mit einem Ruck fuhr Monahseetah herum. »Wie soll ich die Magie erlernen, wenn mir schon ein solch einfacher Zauber mißlingt?« fragte sie heiser. »Sie alle hatten recht – ich bin eben nur eine Squaw –

Jetzt blitzte es wütend in den Augen des Schamanen auf. Er trat auf Monahseetah zu und packte ihre beiden Arme mit festem Griff. »Was redest du?« fragte er ärgerlich. »Das Gegenteil ist der Fall! Deine Kraft ist viel zu groß. Du mußt nur lernen, sie zu beherrschen. Los, versuche es noch einmal!«

Damit drückte er Monahseetah eine zweite Blumenzwiebel in die Hand, lächelte ihr aufmunternd zu und deutete auf die Matte neben dem Feuer.

»Nur Mut. Ich weiß, daß du es schaffst«, unterstrich er seine Worte, ließ sich selbst auf den Boden nieder und wartete, bis auch Monahseetah Platz genommen hatte.

Die junge Squaw wischte sich mit dem Handrücken über die Augen, drehte die Knolle in ihren Händen und warf einen letzten Blick zu Mazakootemane hinüber. Der Alte lächelte wieder und nickte ihr zu.

Das Mädchen sammelte sich, und diesmal fiel sie bereits viel leichter in Trance als zuvor. Die Welt um sie herum versank in einem wogenden Nebel. Nur ihre Hände und die kleine braune Kugel waren noch Wirklichkeit – und ihr Geist, der sich erneut vom Körper zu lösen begann und in die Knolle drang, vorsichtig, behutsam, tastend...

Dann war plötzlich Bewegung neben ihr; heftige, schnelle Bewegung. Monahseetahs Konzentration schwand so schnell, wie sie gekommen war. Für Sekunden tanzten feurige Blitze vor ihrem inneren Auge, als die mentale Brücke auseinanderbarst. Dann klärte sich ihr Blick. Sie blinzelte die Nebel fort, wandte den Kopf – und sah Mazakootemane aufrecht im Raum stehen. Im Gesicht des Alten konnte sie deutlich Schrecken erkennen... und Angst?

Monahseetah schauderte. Niemals in den zwei Monaten, die sie nun schon bei Mazakootemane lebte, hatte sie je Angst in den Augen des Alten gesehen.

»Was... was ist geschehen?« fragte sie zaghaft und erhob sich auf die Knie.

»Sie kommen«, sagte der uralte Schamane nur. »Sie sind unterwegs. Schon jetzt. Schon so früh...«

Alarmiert stand Monahseetah vollends auf. »Wer kommt?« fragte sie. Und ihre Stimme bebte vor ungewisser Furcht.

Mazakootemane löste seinen Blick von einem unsichtbaren, fernen Ziel und wandte sich zu ihr um. »Ich habe es vorausgesehen, vor vielen Monden schon, aber ich habe gehofft, daß die Zeichen sich irren. Du mußt fliehen, Monahseetah. Ich kann dich nicht schützen, wenn sie kommen, um mich zu töten.«

»Wer kommt, Schamane?« fragte sie ein zweites Mal. »Vor wem mußt du dich fürchten?«

»Es sind die weißen Männer«, antwortete Mazakootemane leise. »Sie werden kommen und mich töten. So will es die Vorsehung.«

»Du könntest sie vernichten, Schamane!« erwiderte Monahseetah fassungslos. »Wer hindert dich, es zu tun?«

»Mein Schicksal«, sagte der Alte einfach. »Ich muß sterben, um zu leben. Es ist vorherbestimmt, und es liegt nicht in meiner Macht, das Schicksal zu zwingen. Ich kehre zurück; wann und in welchen Körper, wissen nur die Götter.«

»Aber –, begann Monahseetah, doch der alte Zauberer befahl ihr mit einer ärgerlichen Geste zu schweigen.

»Du kannst es nicht verhindern«, sagte er rauh. »Nun geh, bevor es zu spät ist. Kehre zurück zu deinem Volk. Ich kann dich nicht länger – Er hielt inne, als von draußen ein scharrender Laut erklang; das Schleifen von Stiefeln auf felsigem Grund.

»Zu spät«, flüsterte Mazakootemane erschrocken. »Sie sind hier.« Er sah sich hastig um und deutete auf eine Felsnische, die in dunklem Schatten lag. »Dort hinein, Monahseetah«, drängte er und ergriff die junge Squaw beim Arm. »Keinen Laut. Rühre dich nicht, oder du bist verloren. Du kannst mir nicht beistehen auf diesem Weg.«

Damit schob er sie in die Nische, wandte sich wieder um und starrte auf das Bärenfell, das den Eingang zur Höhle verdeckte.

Im nächsten Augenblick wurde es zur Seite gerissen, und fünf Männer betraten die kleine Höhle. Weiße Männer in blauer Uniform. Pferdesoldaten.

Sie sagten etwas, das Monahseetah nicht verstand, zogen ihre Waffen und umringten den alten Zauberer. Mazakootemane redete in der Sprache der Weißen zu ihnen, doch sie schüttelten nur die Köpfe. Einer der Männer zog eine eiserne Kette hervor, an deren Enden runde Stahlbänder klirrten. Er trat auf Mazakootemane zu und wollte ihn bei der Hand ergreifen.

Der alte Schamane wich zurück und schrie ein Wort in der Weißen-Sprache, das die Männer offenbar sehr wütend machte. Monahseetah sah aus ihrer dunklen Nische heraus, wie sie ihre Waffen hoben und auf den Alten richteten. Der Mann mit der Kette trat noch einmal auf Mazakootemane zu, und abermals wich der Schamane zurück.

Da schossen sie ihn einfach nieder.

Das Krachen der Revolver ließ die Höhle erbeben, und für Sekunden war der kleine Raum in den grellen Widerschein der Feuerblitze getaucht.

Ein leiser Schrei flog über Monahseetahs Lippen, doch im Donnern der Schüsse ging er vollends unter. Die junge Squaw riß die Hände vor ihr Gesicht und wandte sich ab. Zum zweiten Male hatte sie Mazakootemane sterben sehen, doch diesmal war sein Tod Wirklichkeit.

Erst die erschrockenen Stimmen der weißen Soldaten ließen sie wieder aufblicken. Sie sah, wie die Männer auf den zusammengesunkenen Körper des Schamanen zutraten. Einer von ihnen griff nach dem Gewand des Alten –

und hob es hoch.

Mazakootemane war verschwunden – die Kutte war leer!

Sekundenlang standen die Weißen wie erstarrt da und blickten auf das graue, grobe Tuch. Dann sahen sie sich verblüfft an und begannen wild durcheinanderzureden. Sie gestikulierten und schrien und deuteten immer wieder auf das leere Gewand.

Schließlich hob einer von ihnen die Hand, und die anderen verstummten und nahmen Haltung an. Der Mann, offenbar ihr Anführer, erteilte in knappen Worten Befehle, und seine vier Begleiter wandten sich um und begannen die Höhle zu durchsuchen.

Ängstlich duckte sich Monahseetah noch weiter in den Felsspalt. Sie schloß die Augen und hielt gar den Atem an. Glaubte sie, einer Entdeckung zu entgehen, nur weil sie die weißen Männer nicht mehr sah?

Durch die geschlossenen Lider hindurch bemerkte sie plötzlich, daß Licht auf ihr Gesicht fiel. Als sie die Augen wieder aufriß, sah sie, daß der Anführer der Weißen ein brennendes Scheit aus dem Feuer gezogen hatte und sich der Nische näherte.

Im nächsten Moment blieb er stehen, hob die Fackel höher, stieß einen leisen Pfiff aus und deutete auf Monahseetah. Seine Kameraden fuhren herum und kamen näher. Sie zerrten das Mädchen aus der Dunkelheit ans Licht.

Auch jetzt verstand Monahseetah nichts von dem, was sie sagten. Dafür kannte sie die Blicke der Weißen nur zu gut.

Gierige Blicke, die ihren jungen Körper musterten, über die wohlgeformten Brüste strichen, die sich durch den Stoff ihres Kleides deutlich abzeichneten, über ihre schmalen Hüften und die langen, nackten Beine.

Einzig der Blick des Anführers blieb unbewegt und kalt, und als einer der Männer die Hand ausstreckte, um die Wange der jungen Indianerin zu berühren, brüllte er einen knappen Befehl, der die vier Männer erstarren ließ. In einer Geste, die wie zufällig wirkte, es aber

ganz und gar nicht war, fiel seine Hand auf das Holster seines Revolvers. Fast eine Minute lang redete er lautstark auf die Männer ein, und schließlich ergriffen sie Monahseetah nur bei den Armen, warfen ihr eine Decke über und zerrten sie mit sich in den ewigen Schnee und die Kälte hinaus...

* * *

Wir hatten die Schlucht und das Grab des indianischen Wachpostens hinter uns gelassen und waren in die ersten Ausläufer der Mojave-Wüste vorgestoßen.

Noch gab es Zeichen von Leben ringsum; verkrüppelte Bäume von niedrigem Wuchs, kleine Inseln Wüstengras, hie und da sogar einen Gecko oder einen Wüstenfuchs.

Letztere konnte ich sogar genauer studieren – an den Gürteln der Indianer, die, sobald sie ein Lebewesen erblickten, zu Pfeil und Bogen griffen und selten ihr Ziel verfehlten. Ich fragte mich, was sie wohl mit den Tieren anfangen wollten. Die Füchse gaben wenigstens noch gute Pelze ab, aber die ekligen grünen Echsen konnte ich mir nur als ausgestopfte Studienexemplare im verstaubten Gerätemagazin einer Universität vorstellen. Ich ahnte nicht, daß ich das Rätsel bereits am Vortag gelöst hatte – indem ich gemeinsam mit den Indianern zu Abend gegessen hatte.

Wir waren gegen zehn Uhr morgens aufgebrochen, nachdem wir den Toten beerdigt und das Klagezeremoniell der Indianer vom Götterberg über uns hatten ergehen lassen. Wenn die Felsen auch Schutz gegen die Sonne geboten hatten, so waren wir doch alle froh, sie endlich verlassen zu können.

Uns allen klang noch das schreckliche Heulen im Ohr, das eine volle Stunde gewährt und dann so plötzlich geendet hatte, wie es begann. Postlethwaite war noch immer überzeugt davon, daß es nur Wölfe sein konnten. Die Indianer waren auf seine Bitte hin ausgeschwärmt und hatten Ausschau nach dem Rudel gehalten.

Sie hatten nichts gefunden. Natürlich nicht.

Ich hatte es gleich gespürt. Und auch die anderen hatten nach und nach einsehen müssen, daß wir es hier mit mehr als einer zwar furchtbaren, aber wenigstens normalen Gefahr zu tun hatten.

Das Heulen war von überall her gekommen, ohne daß wir seinen Ursprung hatten feststellen können. Und es hatte auf schwer in Worte zu fassende Weise böse geklungen.

Es war einer meiner Alpträume.

Und diesmal war er Realität gewesen; so wirklich, daß selbst die anderen ihn miterlebten.

Nicht, daß die Gefahr deshalb zu unterschätzen gewesen wäre; ganz im Gegenteil. Ich hatte am eigenen Leib erfahren, wie real diese Träume werden konnten.

Ich glaube, Sitting Bull ahnte die Wahrheit. Seit dem Tod des Postens war er noch schweigsamer geworden, obwohl ich das kaum mehr für möglich gehalten hatte. Und wenn ich seinem Blick begegnete, sah ich Furcht und Resignation darin.

Ich hatte Angst um ihn. Er war ein alter Mann, und wenn er sich selbst aufgab, konnte ihm niemand mehr helfen. Alle Kraft schien aus ihm gewichen zu sein. Als ich ihn kennenlernte, vor nicht einmal drei Wochen, war er ein stolzer, kraftvoller Mann gewesen, verbittert zwar ob der Schicksalsschläge, die ihn und sein Volk getroffen hatten, aber doch ein Mensch mit ungebrochenem Lebenswillen.

Jetzt war er nur noch... müde.

Ich schüttelte die düsteren Gedanken mühsam ab und blickte mich um. Unser Zug umfaßte fünfzehn Mann: den Häuptling, Buffalo Bill und Annie, Lancelot Postlethwaite, Ixmal mit neun seiner Krieger – und meine Wenigkeit.

Die übrigen zehn Indianer waren vorausgeritten, um den Weg zu erkunden und ein Wasserloch zu finden, von dem Ixmal wußte, daß es hier in der Nähe sein mußte. Das letzte Wasser, bevor die Wüste vollends von der Welt bis zum Horizont Besitz ergriff.

Wir bewegten uns nur langsam unter der drückenden Mittagshitze, und oftmals mußten wir von den Rücken unserer Pferde steigen, um den durstigen Tieren eine Verschnaufpause zu gönnen. Und nicht nur ihnen.

Annie konnte sich kaum noch im Sattel halten. Sie war blaß geworden, und ihr Gesicht zeigte immer öfter einen Ausdruck völliger Leere. Die Schrecken der letzten Wochen waren zuviel für sie gewesen, und der grauenvolle Anblick des toten Wächters mußte ihr

den letzten Funken Optimismus geraubt haben, den sie bis dahin noch empfunden haben mochte.

Bill hatte begonnen, sein Weltbild umzukrempeln; er war ruhiger und verstockter geworden und schien schweren Gedanken nachzuhängen. Eine Reaktion, die ich nicht zum erstenmal bei einem Menschen beobachtete. Alle, die längere Zeit mit mir in Berührung kamen, veränderten sich; die wenigsten zu ihrem Besten.

Es war der Fluch. Der Fluch meines Erbes, mit dem ich leben mußte.

ICH! schrie es in mir. Ich konnte damit leben, wenn es mir auch schwerfiel. Ich mußte mich damit abfinden, wenn ich überleben wollte. Aber warum, in Gottes Namen, mußte ich immer wieder Unschuldige in meine ureigensten Angelegenheiten hineinziehen?

Diese Alpträume waren nur der jüngste Beweis in der Kette unheilvoller Geschehnisse. Reichte es nicht, wenn sie mein Leben bedrohten? Mußten auch noch andere Menschen sterben, damit ich mein Ziel erreichen konnte?

Die Drachenburg.

Wie viele waren gestorben, um mich allein in ihre Nähe zu bringen? Wie viele würden noch ihr Leben lassen?

»Ganz schön heiß, was?«

Bill hatte sein Pferd angetrieben und zu mir aufgeschlossen. Wie ich ritt er eines von Postlethwaites Packpferden. Wir wußten, daß die Tiere nicht mehr lange durchhalten würden. Sie waren nicht so widerstandsfähig und an die extremen Temperaturen gewöhnt wie die zähen Ponys der Indianer. Zwei, höchstens drei Tage noch, und sie würden unter uns zusammenbrechen.

»Jetzt einen Stone Fence und ein heißes Bad, und mir geht's gleich besser«, tönte Bill weiter und fuhr sich mit dem Handrücken über die schweißnasse Stirn, doch ich spürte, daß seine Fröhlichkeit nur aufgesetzt war.

(Stone Fence: Codys Lieblingsgetränk; ein Schuß Whisky und Zitrone auf ein Glas Apfelmost)

In Wahrheit litt er genauso unter der unerträglichen seelischen und physischen Belastung wie ich selbst. Aber er war ein Showman und halber Schauspieler und konnte seine Gefühle wohl besser verstecken

als ein ausgebuffter Pokerspieler. Jeden anderen hätte er getäuscht. Einen Hexer nicht.

»Wie geht es Annie?« erkundigte ich mich mit gedämpfter Stimme. »Wird sie es schaffen?«

Bill sah kurz über die Schulter zurück. »Sie ist ein Naturwunder, Robert«, sagte er dann. »Zäh wie ein Büffel, wenn's drauf ankommt. Ich bin sicher, daß sie durchhalten wird. Und den alten Bill Cody hat sein Mut noch niemals im Stich gelassen.« Er lachte und schlug sich mit der Faust auf die Brust. »Du wirst sehen, wir finden diesen Necron und seine verdammte Drachenburg und räumen kräftig unter den Brüdern auf.«

Ich sagte nichts darauf. Bill war so sehr von sich selbst überzeugt, daß es wohl das beste war, ihm seine Illusionen zu lassen. Vielleicht waren sie das einzige, an das er sich noch klammern konnte.

Die Hitze erstickte das Gespräch, noch bevor es richtig begonnen hatte, und so ließ sich Buffalo Bill nach einer Weile wieder zurückfallen, um nach Annie zu sehen. Ich trieb mein Pferd an, um zu Ixmal aufzuschließen, der unsere Gruppe führte.

Ihm und seinen Brüdern schien die Hitze nicht das geringste auszumachen. Hoch erhoben und wachsam saß er auf seinem struppigen Pony und starrte in die Ferne. Sein Gesicht, von einem fast braunen Rot wie sein ganzer Körper, blieb unbewegt und verschlossen, als ich ihn ansprach. Vermutlich würde er mir nie ganz trauen.

»Wie weit noch bis zur Wasserstelle?« erkundigte ich mich, langsam, damit er meine Frage verstand. Ixmal war der einzige unter den Wächterindianern, mit dem ich wenigstens in unserer Sprache reden konnte. Wie und wo er sie erlernt hatte, wußte ich bis heute nicht.

Er wandte den Kopf und sah mich eine Weile wortlos an. Ich grinste freundlich (wenigstens versuchte ich es, wenn auch kaum mehr als eine Grimasse dabei herauskam) und deutete nach vorn, wo sich die Wüstenlandschaft in einem unendlichen, sanft gewellten Horizont verlor.

»Das Wasserloch«, wiederholte ich meine Frage. »Wann werden wir es erreichen?«

Ixmal hob die Arme; eine Geste, die gar nicht zu ihm passen wollte und Ratlosikeit ausdrückte. Und plötzlich glaubte ich sogar eine Spur von Furcht in seine in Blick zu lesen.

»Weiß es nicht«, sagte er und zuckte die Schultern. »Späher müßten zurück sein lange schon.«

Das also war es. Der Trupp, den Ixmal losgeschickt hatte, die Gegend zu erkunden. Ich wußte nicht, welchen Auftrag er ihnen erteilt hatte, außer natürlich, die Wasserstelle zu finden, doch sie schienen überfällig zu sein.

»Glaubst du, daß etwas... passiert ist?« fragte ich vorsichtig. Und wußte im gleichen Moment, daß die Frage überflüssig war. Es war etwas geschehen. Wir fühlten es beide. Fast so, als käme mit dem heißen Wind der Wüste der Geruch von Tod und Schrecken heran.

»Weiß es nicht«, entgegnete Ixmal. »Männer tapfere Krieger, aber böser Zauber in Wüste. Mächtiger Zauber...«

Er schien noch etwas sagen zu wollen, hielt aber plötzlich inne, richtete sich im Sattel auf und schirmte seine Augen mit der Rechten gegen die Sonne ab. Ich folgte seinem Blick – und sah nichts. Kein Wunder; die Luft ringsum flirrte im Sonnenglast, und wenn es nicht so verflucht trocken gewesen wäre, hätte man glauben können, mitten in einem Wasserbecken zu sitzen. Ich konnte kaum die Linie des Horizontes erkennen, geschweige denn –

»Vögel«, sagte Ixmal und deutete nach vorn. »Totenvögel.«

»Geier?« fragte ich und kniff die Augen zusammen. Ich sah noch immer nichts, im Gegenteil. Die gnadenlose Helligkeit ließ feurige Punkte vor meinen Augen tanzen, und nach wenigen Sekunden mußte ich den Blick abwenden.

Trotzdem drehte ich mich im Sattel und hielt nach Cody und Postlethwaite Ausschau. Sie ritten zusammen mit Annie ganz am Schluß des Zuges.

»Bill! Lance!« rief ich zu ihnen hinüber. »Kommt nach vorn, schnell!«

Nach der lähmenden Stille, in der wir nun schon seit Stunden ritten, klang meine Stimme wie ein Donnerschlag. Fast wäre Postlethwaite vom Pferd gefallen.

Als die beiden aufgeschlossen hatten, wies ich auf Ixmal, der noch immer hoch aufgerichtet im Sattel stand und in die Unendlichkeit der Wüste starrte.

»Er hat Geier entdeckt. Irgendwo vor uns«, erklärte ich.

Bill fluchte leise, und Postlethwaite wandte sich im Sattel um und kramte mit fliegenden Fingern in einer seiner Gepäcktaschen. Nach einer Weile zog er ein kleines Fernglas hervor, setzte es an die Augen und folgte Ixmals Blick.

»Cathartes aura«, stellte er sachlich fest. »Truthahngeier. Besonders große Exemplare, soweit ich von hier aus feststellen kann. Sie scheinen über Aas zu kreisen.«

Dann endlich begriff er, setzte das Glas mit einem Ruck ab und starrte uns abwechselnd an.

»Gütiger Gott. Halten Sie es für möglich...«

»Allerdings«, gab ich betroffen zurück. »Ixmal sagt, seine Männer wären längst überfällig. Ich befürchte das Schlimmste.«

Inzwischen waren auch die restlichen Indianer herangekommen, und Ixmal redete in der gutturalen Sprache seines Volkes zu ihnen. Deutlich konnte ich das Entsetzen sehen, das sich auf den Gesichtern der Männer breitmachte. Dann wandte sich Ixmal wieder an uns.

»Wir reiten voraus«, sagte er. »Vielleicht wir können noch retten.« Und damit stieß er einen trillernden Ruf aus und trieb seinem Pony die nackten Fersen in die Flanken. Das Tier machte einen Satz vorwärts, und die anderen Ponys fielen fast gleichzeitig in den Galopp ein. Ich sah, daß auch Bill seinem Pferd die Sporen geben wollte, und hielt ihn im letzten Moment an der Schulter zurück.

»Das stehen unsere Pferde nicht durch«, erinnerte ich ihn. »Willst du den Rest des Weges zu Fuß gehen?«

Dieser Einwand brachte ihn zur Vernunft. Ohne Pferde hätten wir vielleicht noch einen Tag überleben können, höchstens zwei.

Wir erreichten die Stelle nach einer guten halben Stunde. Und zum zweitenmal an diesem Tag glaubte ich, dem Schrecken nicht mehr gewachsen zu sein. Die Indianer waren tot. Natürlich; insgeheim hatte ich nichts anderes erwartet. Aber sie waren auf fürchterliche Weise gestorben.

Ixmal und seine verbliebenen Männer hatten die Toten aus dem seichten Wasserloch gezogen, in dem sie gelegen hatten, und nebeneinander in den heißen Sand gebettet. Das Wasser war rot gefärbt von ihrem Blut.

Es waren die gleichen Wunden, an denen schon der Wachposten gestorben war: Bißmale und blutige Kratzer wie von fingerlangen Krallen. Und in ihren weit aufgerissenen Augen stand das Grauen.

»Wir werden sie begraben«, sagte Ixmal, mehr zu sich selbst als an uns gewandt. »Nicht weit von hier. Beten zu Götter, daß sie heimkehren in ewige Jagdgründe.« Seine Stimme stockte, und ich sah, daß Tränen in seinen Augenwinkeln glitzerten.

»Es tut mir leid, Ixmal«, sagte ich leise. »Wer immer verantwortlich ist für den Tod deiner Brüder, er wird es hundertfach bezahlen.«

Es war ein schwacher Trost, und ich wußte nicht einmal, ob ich mein Versprechen je würde einlösen können, aber ich fühlte mich mitschuldig am Schicksal der Indianer. Gewiß, ich hatte sie nicht gebeten, uns zu begleiten, aber hätte ich nicht ahnen müssen, was uns erwarten würde? Schließlich kannte ich Necron und seine tödlichen Fallen nur zu gut.

Elf Indianer ermordet, Teagarden und seine Männer von einem Saurier niedergemacht, Shadow verschollen... wie viele Opfer würde diese unglückselige Reise noch fordern?

Buffalo Bill trat von hinten an mich heran und legte mir seine Hand auf die Schulter. Irgendwie schien er zu ahnen, was mich bedrückte.

»Es ist dieser Necron, nicht wahr?« fragte er. »Er steckt hinter all dem.«

Ich wandte mich zu ihm um. »Ich weiß es nicht«, gab ich zurück. »Shadow hat die Wahrheit geahnt. Aber sie ist verschwunden, und Gott allein weiß, ob sie noch lebt.«

Irgendwie schaffte es Bill immer wieder, noch in den unmöglichsten Situationen ein Grinsen auf sein Gesicht zu zaubern. »Aber sicher lebt sie«, versicherte er mir, als stünde sie in diesem Moment hinter mir. »Kopf hoch, junger Mann. Wir werden die Nacht über hier lagern, und morgen sehen wir weiter.«

Selbst was das betraf, war ich mir nicht mehr sicher. Plötzlich glaubte ich zu wissen, daß wir viel Glück brauchen würden, um überhaupt noch den nächsten Morgen zu sehen.

Sehr viel Glück...

* * *

Das Kind kam unter Schmerzen. Immer wieder stöhnte die junge Squaw, bäumte sich in den weißen Laken auf und warf den schweißnassen Kopf mit den langen, schwarzen Haaren hin und her. Die Amme redete beruhigend auf das Mädchen ein und strich ihr mit erfahrenen Händen über den Unterleib.

Es würde eine schwierige Geburt werden; natürlich, denn es war ein Kind, das niemals hätte geboren werden dürfen. Sie konnte nur zum Himmel flehen, daß der gütige Gott dem Kind vergeben möge; ihm und dem Vater, der nervös im Zimmer auf und ab lief wie ein hungriger Panther.

»Bitte, Sir, warten Sie doch draußen«, bat Mathilde zum gewiß zwanzigstenmal und wußte doch schon die Antwort, noch ehe der hochgewachsene Mann mit den langen, dunkelblonden Haaren stehenblieb und sich zu ihr umwandte.

»Ich bleibe hier, Ma'am«, sagte George Armstrong Custer energisch; mit einer Stimme, die keinen Widerspruch mehr duldete. »Kümmern Sie sich nicht um mich – Monahseetah ist es, die Ihre Hilfe braucht.« Er klopfte nervös über die Taschen seines eleganten grauen Rockes und zog einen Tabaksbeutel hervor.

»Sir, ich muß doch bitten!« fuhr Mathilde auf. »Meinetwegen bleiben Sie hier, aber wenn Sie jetzt auch noch zu rauchen beginnen, werde ich gehen!«

Lieutenant Colonel Custer starrte sie für einen Moment gedankenverloren an, ließ den Beutel wieder in seiner Tasche verschwinden und setzte seinen Weg durch das kärglich möblierte Zimmer fort. Heute trug er nicht seine maßgeschneiderte Generalsuniform aus dem Bürgerkrieg mit den goldblitzenden Knöpfen und silbernen Tressen. Er war nicht einmal anwesend hier in Fort Hays; offiziell jedenfalls nicht. Seine Anreise war auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin von der Kommandantur geheimgehalten worden.

Er war gekommen, um sein Kind zu sehen.

Natürlich war ihm das unerhörte Risiko bewußt, das er damit einging; niemand wußte bisher von seiner leidenschaftlichen Beziehung zu Monahseetah, der Squaw aus dem Stamm der Sioux.

Er hatte das Mädchen vor einem guten Jahr kennengelernt. Damals war sie eine Gefangene gewesen – eine Überlebende der Kämpfe um Black Cattles Village am Washita. Ihre Schönheit hatte ihn vergessen lassen, daß weder die Dienstvorschriften noch seine Frau Elizabeth das Verhältnis mit einer Roten billigen würden. Er hatte Monahseetah zu seiner »Dolmetscherin« ernannt, obwohl sie damals noch kein Wort Englisch sprach. Ihre Romanze hatte nur vier Monate gedauert, doch sie war tief gewesen und intensiv.

Wie intensiv, hatte er erst vor zwei Wochen erfahren, als ihn die verschlüsselte Depesche erreichte, mitten in den Kämpfen um die Black Hills. Mit allen militärischen Tricks hatte er sich einige Tage Urlaub errungen und fünf Pferde zuschanden geritten, um Fort Hays noch rechtzeitig zu erreichen.

Daß er dabei seine geliebten Hunde zurückgelassen hatte, die sonst stets um ihn waren (böse Zungen behaupteten gar, er würde mit ihnen das Bett teilen), war beinahe schon ein Wunder. Custer trennte sich fast nie von den Tieren, die er abgöttisch liebte.

Vom Bett her ertönte ein spitzer Schrei. Custer fuhr herum. Monahseetah bäumte sich auf und krallte ihre schlanken Finger in das Bettzeug. Die Amme hatte sich über sie gebeugt und kühlte ihre erhitzte Stirn mit einem feuchten Tuch.

»Tief atmen und gleichmäßig pressen!« wies sie das Mädchen an und fuhr zu Custer gewandt fort: »Nun machen Sie sich nützlich. Holen Sie das Wasser vom Feuer und bringen Sie es her, aber schnell!«

George Custer wollte zu einer scharfen Entgegnung ansetzen, als ihn ein neuerlicher Schrei Monahseetahs eines Besseren belehrte. Zum Geburtshelfer degradiert, eilte der Lieutenant Colonel zum Herd, um sich an dem kupfernen Kessel die Finger zu verbrennen.

Derweil krempelte sich Mathilde die Ärmel hoch und legte Geburtszange und frische Tücher bereit. »Es ist soweit, my Lord«, brummte sie lakonisch und bekreuzigte sich. Worte und eine Geste, wie sie sie bei jeder Geburt (und deren waren es schon viele) wiederholte. Und doch war es diesmal anders, auch wenn sie es sich nicht recht eingestehen wollte.

Ein dunkler Schatten schien über dem Raum zu schweben und das Licht der Kerzen zu dämpfen. Eine Atmosphäre wie vor einem schrecklichen Gewitter herrschte, und selbst Mathilde, sonst die Ruhe selbst, brannte der kalte Schweiß in den Augen. Die Luft roch stickig

und verbraucht, obwohl das Fenster der kleinen Kammer weit offen stand.

Es war falsch, das Kind zur Welt zu bringen, das spürte sie jetzt ganz deutlich. Und doch war es ihre Pflicht; auch wenn sie es an diesem Abend hundertfach verwünschte.

Der große Mann mit den blonden Haaren und dem imposanten Schnurrbart kam heran und stellte den Wasserkessel auf der Kommode ab.

»Sir, ich bitte Sie«, versuchte es Mathilde ein letztes mal, »warten Sie draußen. Es wird nicht leicht, und Ihre Anwesenheit –

Sie sprach nicht weiter, doch gerade das machte ihre Worte so bedeutsam.

Zu ihrer Überraschung nickte Custer plötzlich, wandte sich wortlos ab und ging mit eiligen Schritten hinaus, ohne sich noch einmal nach Monahseetah umzublicken. Hinter ihm fiel die Tür hart ins Schloß.

Die nächsten fünfzehn Minuten verbrachte George Armstrong Custer damit, den Gang vom einen Ende zum anderen zu durchmessen, immer wieder innehaltend, wenn aus der kleinen Kammer ein lautes Stöhnen oder ein Schrei ertönte. Er hatte gelernt, furchtlos und mit blankgezogenem Säbel mitten durch ein Indianerdorf zu reiten, während ihm die Pfeile um die Ohren sirrten, aber dieses untätige Warten zermürbte ihn. Er war nervös wie nie zuvor in seinem Leben.

Es war sein erstes Kind; die Ehe mit Elizabeth, wenn auch von inniger Liebe erfüllt, war bislang kinderlos geblieben. Vielleicht war dies der Grund, der ihn nach Fort Hays zurückgetrieben hatte, Monate, nachdem er Monahseetah verlassen hatte. Er liebte seine »Old Lady«, wie er Elizabeth nannte, doch er wollte sein Kind, von dem er instinktiv wußte, daß es ein Sohn würde, zumindest sehen.

Dann, nach einer schieren Ewigkeit des Wartens, öffnete sich die Tür zur Kammer, und die Amme trat heraus. Mit einem Satz war Custer bei ihr.

Er erbleichte, als er in ihr Gesicht blickte. Es wirkte eingefallen und um Jahre gealtert. »Ist... ist –, stammelte er und verstummte wieder, als Mathilde den Kopf schüttelte.

»Das Kind ist gesund, und die Mutter lebt«, sagte sie müde und mit sonderbarem Ernst in der Stimme, fast, als... bedauerte sie es!

Custer runzelte die Stirn. »Warum dann dieses Gesicht?« fragte er halb verärgert, halb erleichtert. »Das ist doch ein Grund zur Freude, oder nicht?«

Mathildes Blick traf den seinen, und Custer erschauderte. Es schien sie alle Kraft zu kosten, auf seine Worte zu antworten.

»Das Kind hat nicht geschrien«, sagte sie nur. »Ein böses Omen.«

Für Sekunden wußte Custer nicht, was er darauf entgegnen sollte, dann schüttelte er den Kopf, schob die Amme mit einer energischen Bewegung zur Seite und betrat die kleine Kammer.

Monahseetah lag bleich in den Kissen und lächelte ihm erschöpft zu. In ihren Armen, unter unzähligen Decken verborgen, hielt sie das Kind.

»Es ist ein Junge, George«, flüsterte sie, als Custer an das Bett herantrat und den Zipfel eines der Tücher anhob. Ein runder, nackter, verschrumpelter Kopf kam zum Vorschein. Custer wußte nicht recht, was er erwartet hatte, aber dieses Kind war ausgesprochen häßlich.

Monahseetah lächelte erneut, als sie seinen enttäuschten Gesichtsausdruck bemerkte. »Ein Neugeborenes ist wie eine Blume, die sich erst entfalten muß«, sagte sie milde. »Er wird ein stolzer, schöner Krieger; ich weiß es.«

Custer deckte den kleinen Kopf wieder zu und ließ sich auf die Kante des Bettes niedersinken. »Ich kann nicht bleiben, Monahseetah«, sagte er und strich dem Mädchen sanft übers Haar. »Meine Männer brauchen mich. In einer halben Stunde breche ich auf.«

Er spürte, daß sich Monahseetahs Hand unter der Decke bewegte, schlug das Laken zurück und ergriff sie. In den Augen der Squaw glitzerten erste Tränen.

»Ich liebe dich, George«, hauchte sie, und ihre Stimme klang wie erstickt. »Bitte bleib –

»Es geht nicht.« Custer erhob sich wieder, zog den Rock glatt und griff nach seinem Hut, der auf der Kommode lag. »Bitte versteh mich. Ich habe eine Aufgabe, die keinen Aufschub duldet. Wir sehen uns wieder, irgendwann.« Aber noch während er diese Worte sprach, wußte er, daß es nicht stimmte. Er wurde Monahseetah niemals wieder sehen. »Was hast du nun vor?« fragte er und drehte den Hut unruhig in seinen Händen.

Lange Zeit schwieg Monahseetah, und es schien, als würde sie nachdenken. Dann richtete sie sich ein wenig auf und sah Custer in die Augen.

»Ich gehe zurück zu meinem Volk.« Sie sagte es mit fester Stimme, doch gelang es ihr nur schlecht, ihre wahren Gefühle zu verbergen. »Ich werde meinen Sohn nach unseren Gesetzen erziehen. Mein Onkel wird mich wieder aufnehmen; ich weiß es. Aber ich werde auf dich warten, George, solange ich lebe.«

Lieutenant Colonel Custer straffte sich. Wenn ihn Monahseetahs Worte berührt hatten, so beherrschte er sich meisterlich. Selbst sein Abschied war militärisch, wie alles, für das er lebte. »Dir und unserem Sohn alles Glück dieser Welt, Monahseetah«, sagte er. »Es ist wirklich das beste für uns beide, wenn du zu Sitting Bull zurückkehrst.«

* * *

Ich sah zum nachtschwarzen Himmel auf. Mit den Felsen waren auch die Wolken hinter uns zurückgeblieben; ein voller, bleicher Mond schien auf uns herab und tauchte die unwirkliche Landschaft in silbernes Licht. Irgendwo am Horizont verschmolz das Firmament mit der Wüste zu einer endlosen Weite. Wenn man zu lange in diese Unendlichkeit starrte, begann die Wüste zu leben, formte der Sand einen alles verschlingenden Mahlstrom, in dessen Zentrum man sich drehte, tiefer einsank, in einem trockenen Meer ertrank...

Ich wandte den Blick ab, noch bevor der sinnverwirrende Anblick mich vollends in seinen hypnotischen Bann zu ziehen vermochte, und sah zu den Felsen des Wasserlochs hinüber – eine verlorene Insel im sandigen Ozean.

Aus der Ferne klang die Totenklage der Indianer an mein Ohr. Es waren Laute, die ich schon einmal gehört hatte, vor nicht ganz vierundzwanzig Stunden erst, und die Erinnerung daran ließ mich schaudern. Aber diesmal war es kein blutiger Alptraum. Dies hier war die Realität, und ich hatte nicht gedacht, daß sie noch schrecklicher sein würde als meine Vision.

Hier wurden Menschen begraben, die vor Stunden noch gelebt hatten. Menschen, die durch meine Schuld...

Ich zwang mich, die selbstzerstörerischen Gedanken beiseite zu schieben. Es nutzte nichts, über Wenn und Aber zu grübeln; das

änderte nichts mehr am Tod der Indianer. Ich mußte an die Zukunft denken. An eine Möglichkeit, diesem ganzen Wahnsinn unbeschadet zu entkommen.

Meine Gedanken glitten ab zu Shadow. Was war mit ihr geschehen? Wer – oder was – hatte sie von meiner Seite gerissen? Und vor allem: Lebte sie noch?

Shadow hatte geahnt, wer sich hinter den Träumen verbarg, wer im verborgenen die Fäden zog und uns wie Marionetten in den Tod führte. Aber konnte es ein anderer sein als Necron? Wer sonst hätte Interesse an unserem Tod gehabt? Die GROSSEN ALTEN natürlich. Doch deren Methoden, mich umzubringen, wären nicht so subtil gewesen. Sie hätten mich einfach zermalmt wie eine lästige Fliege. Nein, die Geschehnisse mußten mit dem Herrn der Drachenburg in Zusammenhang stehen...

Während meiner Überlegungen war ich zum Wasserloch zurückgekehrt, und als ich nun neben dem kleinen Lagerfeuer stehenblieb, war mir, als erwachte ich wie aus einer Trance. Ich schüttelte den Kopf, um die Benommenheit abzustreifen, blickte in die Runde und ließ mich schließlich neben Sitting Bull niedersinken.

Der alte Häuptling sah mich an, aber er sagte kein Wort. Ich konnte nicht einmal eine Frage in seinen Augen lesen. Fast schien es mir, als wüßte er genau, was mich beschäftigte. Aber ich wollte ihn nicht darauf ansprechen; nicht vor den anderen. So wandte ich den Blick ab und starrte ins Feuer.

Jemand hatte eine zerbeulte Blechkanne zwischen die brennenden Scheite geschoben, und ein Duft nach aromatischem Kaffee stieg davon auf und kitzelte wohltuend in meiner Nase. Annie Oakley beugte sich vor, umwickelte die rechte Hand mit einem Tuch und hob die Kanne aus der Glut.

»Möchte jemand...«, fragte sie und blickte in die Runde. »Becher haben wir genug.«

Und während Bill und Lancelot zustimmend nickten, beugte ich mich zu Sitting Bull hinüber und flüsterte: »Ich muß mit Ihnen sprechen, Häuptling.«

Er blieb stumm, und fast glaubte ich schon, er wolle mich einfach ignorieren, als er plötzlich doch aufstand und kaum merklich nickte. Ich erhob mich ebenfalls. »Wir gehen noch ein paar Schritte«, sagte ich an die anderen gewandt. »Halten Sie mir einen Schluck Kaffee

heiß, Annie.«

Die Luft war merklich abgekühlt; nun, da wir die Geborgenheit und Wärme des Lagerfeuers verlassen hatten, wurde es mir erst richtig bewußt. Vor wenigen Stunden noch hatten wir unter der grausamen Hitze gestöhnt, und nun ließ mich jeder Windhauch frösteln. Auch wenn ich noch nie zuvor eine Nacht im Wüstengebiet verbracht hatte, wußte ich doch, daß die Temperaturen in diesen Regionen bis unter den Gefrierpunkt abfallen konnten. Keine angenehmen Aussichten. Ich beschloß, das Gespräch nicht allzu lange auszudehnen.

Auf der Höhe einer Düne blieben wir stehen. Sitting Bull blickte starr in die Ferne und schwieg sich weiterhin aus.

»Wir wissen beide, daß Sie der Magie mächtig sind, Häuptling; mehr, als Sie zugeben wollen«, sagte ich schließlich. In der absoluten Stille um uns herum klang meine Stimme überlaut, und sofort senkte ich sie instinktiv zu einem Flüstern herab. »Und Sie wissen mehr über diese Überfälle. Sie hegen einen Verdacht, wer hinter diesen Morden stecken könnte, habe ich recht?«

Sitting Bull regte keine Miene. Ich gab ihm eine volle Minute, bevor ich fortfuhr: »Als Miß Shadow... verschwand, haben Sie für mich Partei ergriffen, ohne Fragen zu stellen. Ich hatte den Eindruck, als wüßten Sie etwas.«

»Ich fühlte einen bösen Zauber«, erwiderte er nach Sekunden des Schweigens. »Ein mächtiger Zauber, viel stärker, als ich befürchtet habe. Ich werde sterben.«

Im ersten Augenblick begriff ich gar nicht, was er da gesagt hatte. Ich fuhr herum und starrte ihn fassungslos an. »Dann wissen Sie, wer sich hinter all dem verbirgt? Ich bitte Sie, Häuptling, vertrauen Sie sich mir an. Wir müssen uns verbünden, wenn wir –

Ich konnte mir die Worte sparen. Es hatte keinen Sinn; das erkannte ich im gleichen Moment, als ich in seine Augen blickte. Er wollte sich nicht helfen lassen, aus welchen Gründen auch immer. Sein Blick war hart und verschlossen. Fast war ich versucht, ihm das Geheimnis mit Hilfe meiner Macht zu entreißen, einfach in seinen Geist einzudringen und mir die Informationen zu holen, die ich brauchte.

Aber eben nur fast. Ich hätte sein Vertrauen eingebüßt, im gleichen Moment, in dem ich meine magischen Kräfte einsetzte.

Und ich hätte meine Selbstachtung verloren.

So schwieg ich, und einen Herzschlag später drehte Sitting Bull sich abrupt um und schritt zum Lager zurück.

Ich blieb stehen und versuchte, Ordnung in meine Gedanken zu bringen. Was hatte er damit gemeint: Er würde sterben… Ahnte er, daß Necrons Magie der seinen hoffnungslos überlegen war? Fühlte er sich schon jetzt besiegt, obwohl das letzte Gefecht noch nicht einmal begonnen hatte? Was war aus dem stolzen Häuptling geworden, als den ich ihn kennengelernt hatte?

Ein eisiges Frösteln riß mich aus meinen Gedanken. Die Temperatur war noch weiter gefallen, und klamme Kälte kroch durch meine leichte Kleidung und biß mit tausend gierigen Zähnen in meine Haut.

Ich rieb mir mit den Händen die Oberarme und wollte mich gerade umwenden und Sitting Bull folgen, als mir in der endlosen Monotonie der Wüstenlandschaft etwas auffiel.

Erst war es nur ein dunkler Fleck auf dem hellen Sand, nicht mehr als ein Schatten – aber ein Schatten, den es dort nicht geben durfte!

Wie ein formloser, finsterer Nebelhauch schien er über der Wüste zu schweben, pulsierend wie ein schlagendes Herz; unscheinbar und fast nicht zu erkennen, und doch auf eine unglaublich bedrohliche Art düster.

Und dann regte er sich, dehnte sich in einer hektischen, schnellen Bewegung aus – und zog sich im nächsten Moment wieder zusammen. Ich kniff die Augen zusammen und versuchte die Entfernung zu dem Ding abzuschätzen, aber es war unmöglich. Die Wüste verzerrte das Bild, und glaubte ich gerade noch, es nur einige Yards vor mir zu sehen, schien es im nächsten Augenblick wieder Meilen entfernt. Eines aber erkannte ich genau: Es kam näher. Rasend schnell.

Und im nächsten Moment reagierten meine magischen Sinne.

Es war wie ein körperlicher Schlag, der mein Gehirn traf und mich mit einem schmerzhaften Keuchen zusammenfahren ließ.

Das Ding war BÖSE. Aber es war nicht die Bosheit eines menschlichen Wesens, die wie eine Woge über mir zusammenschlug. Es war ein Instinkt animalischer Wildheit; der pure Wunsch zu töten.

Und Hunger. Eine unendliche Gier nach Leben.

Ich fuhr mit einem Schrei herum und begann wie von Sinnen zu

laufen. Und kam doch kaum von der Stelle. Der weiche, nachgiebige Sand griff wie mit unsichtbaren Klauen nach meinen Schuhen und hielt sie gierig fest. Bei jedem Schritt sank ich bis zu den Knöcheln ein. Immer wieder stürzte ich, und die Entfernung zum Lager schien stetig anzuwachsen, anstatt daß sie kürzer wurde. Es war wie in einem schrecklichen Alptraum, in dem man einer Gefahr entfliehen will und sich nur unendlich langsam bewegen kann.

Auch Sitting Bull hatte erst die halbe Strecke zurückgelegt, als ich ihn einholte. Er blieb stehen und sah mir mit finsterem Blick entgegen. Dann wurde ihm klar, daß ich nicht etwa unser Gespräch fortfuhren wollte, und seine Züge nahmen einen fragenden Ausdruck an. Ich winkte hastig ab, noch ehe er den Mund öffnen konnte, und deutete zum Lager hinüber. »Schnell, zu den anderen«, drängte ich. »Ein neuer Angriff. Was immer die Krieger getötet hat – es kommt zurück!«

Er nickte stumm – als wüßte er schon jetzt, was da durch die Wüste auf uns zukam – und beschleunigte seine Schritte. Ich zog ihn halbwegs mit mir, und nach Minuten, die mir wie Ewigkeiten erschienen, erreichten wir endlich das Lager.

Natürlich hatten uns die anderen bereits kommen sehen und aus unserer Eile ihre Schlüsse gezogen. Bill hatte nach seinem Sharps-Gewehr gegriffen und lud es gerade nach, Postlethwaite fuchtelte mit seinem Museumsstück von Revolver herum. Auch Ixmal und seine verbliebenen neun Krieger waren mittlerweile zurückgekehrt und sahen uns mißtrauisch entgegen.

Ich blieb beim Feuer stehen und schnappte erst einmal nach Luft. »Dort draußen«, keuchte ich, kaum daß ich wieder zu Atem gekommen war, und deutete zu der Düne hinüber. »Ich habe nicht erkennen können, was es ist, aber es kommt genau auf uns zu. Ein dunkler Schatten.«

Ixmal übersetzte seinen Gefährten, was ich gesagt hatte, und ohne ein weiteres Wort fuhren die Indianer herum und eilten zu den Felsen, um ihre Waffen zu holen, die sie dort abgelegt hatten.

Bill nickte grimmig und schob die letzte Patrone in den Lauf seiner Büffelbüchse. Lancelot Postlethwaite sah sich gehetzt um, ließ vor lauter Nervosität seinen Revolver fallen und bückte sich umständlich danach. »Das sind bestimmt die Wölfe«, murmelte er schreckensbleich. »Bestimmt sind das diese Wölfe. Mein Gott, wir sind verloren –

»Ich wünschte, daß es nur Wölfe wären«, erwiderte ich. Im gleichen

Augenblick taten mir meine Worte schon wieder leid. Lance sah mich an, als hätte ich ihn nach der Art gefragt, wie er denn gerne sterben wolle. Wieder entglitt der Revolver seinen nervösen Fingern und schlug in den Sand.

»Was wollen Sie damit sagen?« flüsterte er und wurde noch eine Spur blasser.

»Wir müssen damit rechnen, daß diese Wölfe – oder was immer es sein mag –, nicht von dieser Welt sind«, begann ich vorsichtig. Wenn es mir gelang, ihn auf das Kommende vorzubereiten, war der Schock vielleicht nicht gar so groß. »Ich habe Ihnen von Necron erzählt, dem Herrn der Drachenburg. Ich glaube, daß er diese Biester geschickt hat. Und Necron gibt sich nicht mit normalen Wölfen zufrieden.«

Er nahm es besser auf, als ich erwartet hatte, starrte mich noch sekundenlang ungläubig an, nickte dann aber und bückte sich ein zweites Mal nach seiner Waffe. Es dauerte einen Moment, bis ich begriff. Lancelot Postlethwaite war keineswegs ein Feigling. Seine Angst hatte einzig den Wölfen gegolten; richtigen Wölfen.

Es war paradox, aber meine Befürchtung, daß es sich nicht um Tiere aus Fleisch und Blut handelte, schien ihn sogar zu beruhigen. Ich begann zu ahnen, daß damals in der sibirischen Tundra weit mehr vorgefallen war, als er uns erzählt hatte.

Wir bezogen in aller Eile bei den Felsen Stellung. Die schwarzen, vom Wind geschliffenen Granitblöcke umgaben das Wasserloch in einem zum Tümpel hin offenen Halbkreis, aber in solchen Abständen, daß sie kaum Schutz zu bieten vermochten. Trotzdem gaben sie uns ein (wenn auch trügerisches) Gefühl der Sicherheit.

Viele der Indianer hielten ihre Bogen in den Händen, die Pfeile schußbereit auf den Sehnen; einige andere hatten Speere ergriffen, die sie nun sorgfältig auswogen. Bill und Lancelot lehnten rechts von mir an den Felsen, die Waffen schon im Anschlag.

Annie kauerte zwischen ihnen, das Gewehr fest umklammert. Wäre ihr Blick nicht so voller Angst und mühsam unterdrückter Panik gewesen, hätte ich mich um sie kaum sorgen müssen. Sie konnte als Kunstschützin von uns allen hier am besten mit der Waffe umgehen. Ich hatte miterlebt, wie sie mit einem Querschläger einen kaum zwei Inches breiten Riegel getroffen hatte. Aber die Furcht ließ nun ihre Hände zittern und trübte ihren Blick. Ich machte mir Sorgen um sie; große Sorgen.

Dann sah ich zur anderen Seite, wo die Indianer angespannt zwischen den Felsen auf den Angreifer warteten, und suchte Sitting Bull.

Er war nicht unter ihnen!

Verwirrt richtete ich mich ein Stück auf und ließ meinen Blick noch einmal über die Krieger schweifen. Im Geiste zählte ich mit. Aber es blieben nur zehn Mann. Der Häuptling war verschwunden.

Ein kalter Schauer überlief mich. Mit einem Keuchen sprang ich auf. Bill sah fragend zu mir hoch, doch ich schüttelte den Kopf und bedeutete ihm, unten zu bleiben. Dann atmete ich erleichtert auf – ich hatte Sitting Bull entdeckt.

Der alte Häuptling hockte zusammengesunken jenseits des Wasserlochs im Sand und schien irgend etwas auf dem Boden zu verteilen. Ich kniff die Augen zusammen, konnte aber auf die Entfernung nicht erkennen, was er tat.

»Runter mit dir, Robert!« zischte Bill neben mir, gerade, als ich den Häuptling rufen wollte. »Willst du, daß sie uns gleich entdecken, wenn sie hier auftauchen?«

Ich warf noch einen letzten Blick zu Sitting Bull hinüber, sah aber ein, daß Bill Cody recht hatte, und ließ mich wieder gegen den Fels sinken. Ganz gleich, was Sitting Bull vorhatte – er mußte wissen, was er tat.

Eine gespannte Stille legte sich über die Szenerie. Niemand sagte mehr ein Wort. Dafür dröhnte mein eigener Herzschlag überlaut in meinen Ohren. Ich packte den Knauf meines Stockdegens fester und umschloß mit der Linken den kleinen Shoggotenstern.

Ich wußte: Wenn Necron diese Wölfe (oder was immer es war) geschickt hatte, halfen uns weder Gewehre noch Pfeile. Dann lag unser aller Schicksal allein in meinen Händen.

Mir blieb nur zu hoffen, daß ich mich irrte.

Aber diese Hoffnung war nur von kurzer Dauer. Ein schauriges Heulen durchbrach die Stille und ließ etwas in mir zu Eis gefrieren. Ich konnte fast sehen, wie die dunkle, unendlich böse Nebelwolke einer Brandung gleich über die Düne wallte.

Und dann, von einer Sekunde auf die nächste, waren sie heran!

* * *

Im ersten Moment glaubte ich tatsächlich, daß es sich um Wölfe handelte. Dann erkannte ich meinen Irrtum – diese Tiere waren größer! Größer und irgendwie schlanker, von sehnigem Körperbau. Und sie alle waren nicht mehr als durchsichtige Schemen, die im silbernen Mondlicht zu geisterhaftem Glanz erstrahlten.

Es waren HUNDE!

Ich hatte kaum Zeit, meiner Überraschung Herr zu werden. Mit wenigen Sätzen hatten die Größten dieser Bestien die kurze Distanz überwunden und sich auf uns gestürzt. Alles ging derart schnell vonstatten, daß keiner von uns bisher zum Schuß gekommen war.

Nun sirrten die ersten Pfeile durch die Luft, trafen die heranjagenden Körper – und gingen durch sie hindurch, als würden sie tatsächlich nur aus einem Nebelhauch bestehen.

Und doch waren ihre Pranken und Zähne Wirklichkeit. Ich fuhr herum, als hinter mir ein entsetzter Schrei erklang. Einer der Indianer war von einem riesigen Dobermann niedergerissen worden. Er wehrte sich verzweifelt gegen das mächtige Tier, versuchte seine Kehle zu packen – und griff durch den Körper hindurch.

Der Hund schnappte zu, und der gellende Schrei verstummte abrupt.

Neben mir dröhnten Schüsse auf. Ich fuhr zusammen und duckte mich instinktiv. Die Bewegung rettete mir wahrscheinlich das Leben.

Ein langgestreckter Körper flog über mich hinweg, streifte meine Schulter und ließ mich zu Boden stürzen. Als ich mich abrollte und von meinem eigenen Schwung getragen wieder auf die Beine kam, sah ich, wie Annie auf das Tier anlegte.

Eine grelle Feuerlanze stach aus der Waffe; im gleichen Moment, als der graue Killer auf dem Boden aufkam und mit einem dumpfen Knurren herumwirbelte. Die Kugel traf ihn genau zwischen die Augen. Und schlug zwei Yards hinter ihm in den Sand.

Auch Blei konnte diesen reißenden Bestien nichts anhaben! Jetzt lag es an mir, dem mordgierigen Tier den Garaus zu machen.

Mit einem Schrei hob ich den Degen. Das Mondlicht spiegelte sich auf der scharfen Klinge und ließ sie wie ein feuriges Schwert aufleuchten.

Das Tier, eine große, muskulöse Dogge, wich knurrend zurück. Ihre Nackenhaare sträubten sich. Sie schien die Gefahr zu spüren, die von der magischen Waffe ausging.

Ihr Zögern gab mir neuen Mut. Mit einem Sprung war ich bei der Bestie, holte weit mit dem Degen aus – und schlug mit aller Macht zu.

Die silberne Klinge fuhr durch ihren Nebelkörper, ohne auf Widerstand zu treffen. Und zeigte keine Wirkung!

Für eine endlose Sekunde war ich wie betäubt. Fassungslos starrte ich auf das nachtschwarze Tier, sah, wie es sich zum Sprung duckte, wie flockiger Geifer von seinen Lefzen tropfte, wie es sich abstieß und auf mich zuflog.

Es war, als hätte die Zeit selbst sich verlangsamt, als wären mit einem Male alle Bewegungen um mich herum Bestandteile eines grausamen Balletts, dessen Finale im Tod enden mußte. Gleichzeitig mit dem Heranfliegen des Hundes sah ich die erste Welle der grauen Killer über die Indianer hereinbrechen, sah die Krieger fallen unter dem Ansturm nebelhafter Körper, die sie nicht berühren konnten, und die ihnen das Verderben brachten. Sah am Rande meines Blickfeldes eine Gestalt auftauchen und erkannte erst nach Ewigkeiten, daß es Bill war, der, die Arme vorgestreckt, unendlich langsam auf mich zuhastete.

Erst als mich seine Hände berührten und zur Seite stießen, lief die Zeit wieder an, und diesmal geschah alles derart schnell, als wollte die Zeit sich rächen für die ewige Sekunde, die ich ihr entrissen hatte.

Ich stürzte schwer, verlor den Stockdegen und hörte im gleichen Moment Annies Schrei. Sand drang mir in Mund und Augen und blendete mich. Ich riß die Hände hoch, fuhr mir über das Gesicht und versuchte gleichzeitig, wieder auf die Füße zu kommen.

Ein schreckliches, wildes Fauchen drang an mein Ohr, dann prallte ein schwerer Körper gegen mich und riß mich abermals zu Boden. Schmerz explodierte in meiner Brust, als scharfe Krallen mein Hemd zerrissen und tiefe Kratzer in meiner Haut hinterließen.

Noch immer war mein Blick durch den Sand getrübt, und das brachte mich fast an die Grenze des Wahnsinns. Denn obwohl ich die Bestie über mir spürte, ihren fauligen Atem roch und ihre Klauen in mein Fleisch drängen, konnte ich sie nicht greifen! Ich schlug wie von Sinnen um mich und traf doch auf keinen Widerstand.

Todesangst überfiel mich wie eine reißende Flut. Noch nie zuvor in

meinem Leben war ich so hilflos gewesen. Ich würde sterben, wenn es mir nicht gelang, die Bestie abzuschütteln!

Tief in meinem Inneren schien eine unsichtbare Barriere zu brechen. Ein Feuer, das direkt aus meiner Seele kam, brannte sich den Weg durch meine Adern, strömte wie flüssige Lava in mein Hirn und fegte Schmerz und Furcht beiseite. Plötzlich konnte ich wieder sehen – wenn auch nur in einem bizarren, scharfgezeichneten Bild, in dem Hell und Dunkel umgekehrt waren wie auf dem Negativ einer fotografischen Platte.

Es war ein Teil meines Erbes: der magische Blick, für den ich meine Augen nicht brauchte. Ich sah gewissermaßen mit meinem Geist, und in diesem unwirklichen Bild hatte die Bestie eine feste Gestalt angenommen. Ihre Augen waren direkt vor meinem Gesicht, und sie brannten wie schwarze Sonnen in dem weißen Schädel des Hundes.

Ich sammelte meine Kräfte zu einem einzigen, gewaltigen Schlag und schleuderte sie dem Tier entgegen.

Ein Pulverfaß schien vor meinem Kopf zu explodieren. Eine Kugel gleißender Energie entstand und verging im Bruchteil einer Sekunde. Ich spürte noch, wie sich die Krallen aus meiner zerfetzten Kleidung lösten und das Tier zurückgeworfen wurde, dann wurde mir schwarz vor Augen.

In meiner Todesangst hatte ich alle Kraft auf einmal eingesetzt, und nun war mein Geist leer und ausgebrannt. Ich konnte mich nicht einmal aufrecht halten, kippte in den Sand und blieb sekundenlang bewußtlos liegen.

Ein furchtbarer Schmerz riß mich in die Wirklichkeit zurück. Einer der anderen Hunde! durchzuckte es mich, noch bevor ich die Augen öffnete. Jetzt bist du verloren!

Dann sah ich, was mich angriff, und der Anblick raubte mir fast den Verstand.

ES WAR DIE DOGGE!

Der Schock ließ mich selbst den Schmerz vergessen. Warum lebte das Tier noch? Das war doch unmöglich!

Ich sah mit eigenen Augen, daß meine magische Kraft versagt hatte, aber diese Erkenntnis drang einfach nicht bis in meinen Verstand vor.

Aber ich war sogar zu schwach, diesen Gedanken bis zum Ende zu verfolgen. Der Geisterhund würde mich töten, mich und die anderen, und es gab nichts, was ihn aufhalten konnte...

Ich senkte die Lider, lag einfach da und wartete auf den Tod... aber er kam nicht. Nach einer Ewigkeit erst wurde mir bewußt, daß der Schmerz nicht zurückkehrte, daß der Druck auf meiner Brust nachgelassen hatte.

Fassungslos riß ich die Augen wieder auf – der Hund war verschwunden!

Woher ich die Kraft nahm, mich auf die Ellbogen aufzurichten, weiß ich nicht. Helles Licht brannte plötzlich in meinen Augen und ließ mich blinzeln.

Über dem Platz jenseits des Wasserlochs war eine Sonne aufgegangen – ein gewaltiger, irisierender Ball tauchte die Wüste in taghelles Licht. Ihre sengenden Strahlen stachen wie Flammenfinger nach allen Seiten und drangen in die Körper der Geisterhunde.

Ein klagendes, langgezogenes Jaulen erfüllte die Luft, als sich die Nebel unter den Lichtspeeren in nichts auflösten. Die Hunde wanden sich wie unter Schmerzen, versuchten noch, mit wilden Sprüngen in die Dunkelheit zu entkommen, aber sie hatten keine Chance.

Nach wenigen Augenblicken war der Spuk vorüber.

Taumelnd kam ich auf die Füße und sah mich verwirrt nach allen Seiten um. Doch erst, als die blendende, magische Sonne erlosch, erkannte ich, wer uns vor dem sicheren Tod bewahrt hatte.

Sitting Bull nahm die Gegenstände, die er vor sich ausgebreitet hatte, wieder auf und erhob sich mühsam. Seine Bewegungen wirkten wie die eines Greises, als er zu uns herüberkam. Sein Gesicht war um Jahre gealtert.

»Dem Gott der Sonne allein verdanken wir unsere Rettung«, sagte er nur, wandte sich ab und schlurfte zum Feuer hinüber. Tausend Fragen brannten mir auf der Zunge, doch ich ahnte, daß sich der Häuptling mit dieser Beschwörung vollends verausgabt hatte. Er brauchte Ruhe, um neue Kräfte zu sammeln. So schwieg ich und drehte mich zu den anderen um.

Es war ein Bild des Schreckens. Die meisten der Indianer lagen in ihrem Blute, Annie war bewußtlos zusammengebrochen, Bills Gesicht

blutüberströmt. Allein Lancelot Postlethwaite und Ixmal standen aufrecht, und in ihren Gesichtern spiegelte sich das Grauen der letzten Minuten wider.

Ich ging zu Buffalo Bill hinüber, und bei jedem Schritt verschwamm das Bild vor meinen Augen. Ich kniete neben ihm nieder und untersuchte ihn flüchtig.

Eine blutige Schramme zog sich quer über seine Stirn; sonst konnte ich glücklicherweise keine Verletzung entdecken.

Er erwachte unter meiner Berührung und fuhr mit einem Schrei in die Höhe.

»Ganz ruhig«, sagte ich und drückte ihn zurück. »Es ist vorbei.«

»Die Hunde –, krächzte er schreckensbleich und bäumte sich wieder auf.

»Sind vernichtet«, entgegnete ich sanft und versuchte ihn mit Hilfe meiner Magie zu beruhigen. Es gelang mir nicht.

Die Quelle meiner Kraft war versiegt. Ich fühlte mich ausgebrannt, hatte die Macht in einer einzigen Sekunde verpufft wie entzündetes Magnesiumpulver. Es würde Tage dauern, bis ich wieder im Vollbesitz meiner Kräfte war. »Du hast großes Glück gehabt«, fuhr ich fort. »Nur eine Fleischwunde auf der Stirn. Nichts Ernstes.«

Er starrte auf meine Brust und verzog das Gesicht. »Gütiger Himmel, dich hat es ja ganz schön erwischt«, sagte er. »Hast du keine Schmerzen?«

Erst verstand ich gar nicht, was er meinte, dann senkte ich zögernd den Blick und sah an mir herab. Und fiel zum zweiten Male in Ohnmacht…

* * *

Sitting Bulls Sommerlager am Rosebud Creek, 22. Juni 1876

Der Sommer war heiß in diesem Jahr, und zur Mittagszeit, als die Sonne ihren höchsten Stand am wolkenlosen Himmel erreichte, lag drückende Schwüle über dem Lager. Die großen Spitzzelte gaben den Menschen Schatten, aber die Hitze, die über die weite Ebene kroch und die Luft flirren ließ, konnten sie nicht abhalten.

Ein staubiger, heißer Wind fegte von Osten heran und bedeckte die Büffelhäute der Tipis mit einem feinen, gelblichen Alkalischleier. In der Ferne glitzerte das blaue Band des Yellowstone River wie eine Verheißung von Kühle und belebender Frische, doch das Bild verzerrte sich in der glühenden Luft und verwandelte den Fluß in eine sich windende, todbringende Natter.

Das Lager wirkte wie ausgestorben. Nur wenige der Indianer verließen den Schutz ihrer Zelte; hier und da balgten sich ein paar Hunde um einen alten Knochen, Kinder spielten träge zwischen den Pferdegattern, eine alte Frau kam vom Fluß herüber, einen Krug Wasser auf dem Kopf balancierend.

Doch nicht allein die drückende Hitze lastete über dem Camp. Mit der staubigen Dunstglocke hatte sich noch etwas anderes unsichtbar und allgegenwärtig über die Tipis gelegt. Es schlich sich in die Herzen der Männer und erfüllte sie mit wildem Stolz. Es kroch in die Herzen der Frauen und Kinder und brachte Angst und Schrecken.

Der Geruch nach Krieg und Kampf und Tod.

Die Große Schlacht stand dicht bevor. Der alles entscheidende Feldzug gegen die weißen Soldaten, die sich immer weiter in das Land der Ahnen vorwagten.

Sitting Bull war von den Stammesführern zum obersten Häuptling gewählt worden, und er hatte die Völker der Sioux vereint und hier gesammelt.

Das Lager erstreckte sich vom Rosebud Creek bis zu den Ufern des gelben Flusses; ein Meer aus Tipis, wie es noch keines Menschen Auge je zuvor erblickt hatte. Etwa fünfzehntausend Indianer waren Sitting Bulls Ruf gefolgt, unter ihnen mehr als viertausend Krieger.

Und sie alle warteten darauf, daß der große Häuptling das Zeichen zum Angriff gab. Immer wieder blickten die Jungen und Ungeduldigen unter den Kriegern zu Sitting Bulls Zelt hinüber, das am Steilufer des Creek stand, auf einem kleinen Hügel leicht über die anderen Zelte erhoben.

Aber noch war der Häuptling nicht bereit. Noch war der Zauber nicht vollendet.

Im Halbdunkel seines großen Tipis herrschte atemlose Stille. Sitting Bull saß vornüber gebeugt auf einer gewebten Decke. Vor sich hatte er den Inhalt seines »Medizinbündels« ausgebreitet – eine Sammlung

magischer Talismane, getrockneter Kräuter, Felle und Tierknochen.

Im Kreis um ihn herum warteten die Stammesführer auf den Beginn der Zeremonie. Sie alle wußten nur zu gut, warum sie Sitting Bull erwählt hatten, die Sioux in den Kampf zu führen. Keiner von ihnen beherrschte die Magie so perfekt wie der alte Häuptling. Niemand sonst wäre in der Lage gewesen, die Falle zu errichten.

Sitting Bull unterbrach die endlose Litanei, mit der er die Götter gnädig gestimmt hatte, griff nach einem kleinen Stoffbeutel und öffnete ihn mit geschickten Fingern. Ein weißes Pulver quoll aus dem grauen Leinensack. Er füllte seine linke Handmulde damit, sprach ein kurzes Gebet in einer fremden, gutturalen Sprache darüber und winkte nach der Schüssel.

Crazy Horse, Zweiter unter den Häuptlingen nach Sitting Bull, erhob sich und reichte ihm die mit Wasser gefüllte Schale.

Ein grauer Dunst wie Nebel wallte auf, als der alte Häuptling das Pulver hineinrieseln ließ. Plötzlich durchzog ein scharfer, stechender Geruch das Zelt, und auf der Wasseroberfläche schienen mit einem Male kleine, zuckende Irrlichter zu tanzen.

Lange Zeit schwieg Sitting Bull, saß nur da, die Augen geschlossen, und schien zu schlafen.

Es war tatsächlich so – sein Körper schlief. Sein Geist jedoch hatte sich von der irdischen Hülle getrennt und war hinabgetaucht in das Ebenbild seines Gesichtes, das sich verschwommen auf dem Wasser spiegelte. Und sah…

Eine graue Zeltplane, nur provisorisch mit Stangen zu einem Dach befestigt. Ein niedriger Tisch darunter, auf dem Karten und Rollen beschriebenen Papiers ausgebreitet lagen. Bärtige Männer in maßgeschneiderten Uniformen, mit blitzenden Orden und blanken, schwarzen Stiefeln. Ein Posten vor dem Zelt, der nun mit einem Ruck Haltung annahm und das Gewehr präsentierte…

»Rühren«, befahl George Armstrong Custer, blieb einen Moment stehen und musterte das offene Gesicht des Kadetten. Der Junge war höchstens vierzehn Jahre alt, fuhr es ihm durch den Kopf. Zu jung eigentlich für den Heldentod. »Name?«

Der Junge bemühte sich um noch mehr Haltung und erstarrte zum Ebenbild eines polierten Zinnsoldaten. »Finnewacker, Sir!« brüllte er. »Siebente Kavallerie, C-Kompanie, Sir!«

Custer grinste. Der Bursche mußte geradewegs aus West Point kommen. Fast wäre ihm das Trommelfell geplatzt. Nun, nach der ersten Schlacht würde er gewiß stiller werden...

Custer salutierte lässig und betrat das Zelt. Seine Hunde, die ihn wie immer begleitet hatten, ließen sich – sehr zum Leidwesen des Kadetten, dem angesichts der mächtigen Tiere der kalte Schweiß ausbrach – vor dem Eingang nieder und hielten aufmerksam Wache. Die Offiziere nahmen Haltung an, als sie den hochgewachsenen Mann in seiner Uniform aus dem Bürgerkrieg erblickten. Custer trug den blauen Rock aus gutem Grund: Er zeigte die Rangabzeichen eines Major-General; jenes Dienstgrades, den Custer während des Krieges innehatte. Jetzt war er nur noch Lieutenant Colonel, doch seine Uniform garantierte ihm den alten Respekt.

Colonel Waters, sein Kamerad aus längst vergangenen Militärschultagen, kam auf ihn zu und streckte Custer seine Pranke hin. »Ein großer Tag, George«, dröhnte er mit seiner grollenden Baßstimme, die in seinem umfangreichen Bauch wohl den idealen Resonanzkörper fand. »Wir machen Geschichte – das heißt, wenn du mir noch ein paar von den Rothäuten übrig läßt!« Er lachte, daß die Zeltplane sich ein gutes Stück in die Höhe hob – und verstummte mit einem Schnauben wieder, als er in Custers ernstes Gesicht blickte.

»Gentlemen, wir sind hier, um über den Verlauf einer Schlacht zu entscheiden, über Sieg oder Niederlage und das Leben unserer Soldaten«, sagte Custer ruhig. »Wenn ich Sie also bitten dürfte...« Er trat an den Tisch heran und rollte eine Karte von Süd-Montana auf. »Ihr Bericht, Captain Newhouse...«

Für Sekunden verschwamm das Bild vor Sitting Bulls innerem Auge. Ohne in seiner ungeheuren Konzentration nachzulassen, tastete er blind nach dem kleinen Leinenbeutel und streute neues Pulver auf das nebelüberzogene Wasser. Sofort tanzten wieder irrlichternde Funken über seine Oberfläche, und erneut versank sein Geist in den Tiefen der magischen Schale. Mit dürren Geistfingern griff er aus der Welt der Visionen hinaus in die Wirklichkeit, Hunderte von Meilen entfernt, unter dem grauen Dach einer Zeltplane...

»Ich stoße von Süden gegen die Hauptmacht der Sioux vor«, Custer zog mit dem Finger einen Halbkreis über die verschlissene Karte, »und treibe sie gegen General Gibbons Truppen. Er steht... hier.« Sein Finger übersprang gute fünfzig Meilen und tippte energisch auf das Papier. »Damit haben wir sie in der Falle«, fuhr er nach einer gewichtigen Pause fort. »Wir werden planmäßig morgen früh um fünf

Uhr aufbrechen. In zwei Tagen erreichen wir das Hauptlager –

»Zwei Tage«, unterbrach ihn General Terry ungläubig. »Das ist Wahnsinn, Custer. Zwölf Kompanien können nicht –

»Und treiben die Sioux vor uns her; geradewegs in Gibbons Hände«, fuhr Custer ungerührt fort. »Das Überraschungsmoment ist auf unserer Seite, meine Herren. Wir werden –

Er stockte mitten im Satz. Ein heftiger Schmerz durchzuckte plötzlich sein Gehirn. Er stöhnte auf und strich sich mit einer fahrigen Handbewegung über die Stirn. Die Karte verschwamm vor seinen Augen, und er mußte sich auf den Tisch stützen.

Er blickte auf, aber die Gesichter seiner Offiziere waren nur noch verwaschene Flecken gegen den dunklen Zeltstoff. Ihre besorgten Stimmen klangen seltsam verzerrt und falsch in seinen Ohren, und wie durch eine Schicht von Watte nur konnte er ihre Griffe spüren, mit denen sie ihn stützten.

Dann war es vorüber. Die Benommenheit verging so schnell, wie sie gekommen war. Zurück blieb nur ein dumpfes Pochen in seinem Hirn, wie ein beginnender Kopfschmerz.

George Custer atmete tief ein und blinzelte die letzten Schleier von seinen Augen weg. Allmählich wurden die Konturen wieder klar, und nun verstand er auch die aufgeregten Worte seiner Begleiter.

»Es ist nichts«, sagte er rasch. »Ein leichter Anflug von Übelkeit Ich vertrage diese Temperaturen wohl doch nicht so gut, wie ich dachte.«

Colonel Waters nickte, und sein breites Gesicht glänzte vor Schweiß. »Diese verdammte Hitze bringt mich eines Tages noch um«, pflichtete er Custer bei, zog sein seidenes Taschentuch hervor und tupfte sich die Stirn damit.

General Custer wandte sich wieder der Karte zu, und plötzlich erschien ihm sein Plan gar nicht mehr so perfekt wie noch vor wenigen Sekunden. Mit einem Male war ihm klar, daß er einen entscheidenden Fehler begangen hatte. Er beugte sich über die Karte und trommelte nervös mit den Fingern auf die Tischplatte. Der dumpfe Schmerz in seinem Kopf schwoll an –

und Sitting Bull verstärkte den Druck seiner magischen Geistfühler. Behutsam drang er in das Unterbewußtsein des weißen Mannes vor, tastete über seine Gedanken, kehrte sie um und lenkte sie in andere

Bahnen. Seine körperlosen Lippen flüsterten das Wort, das Wakan Tanka ihm gegeben hatte; das Wort, das für die Weißen den Untergang bedeuten würde…

Plötzlich wußte Custer, wo der Fehler lag. Und kaum hatte er ihn gefunden, da verschwand auch der bohrende Kopfschmerz; gerade so, als wolle das Schicksal seinen guten Einfluß bekräftigen.

Er hatte die Chance, als alleiniger, ruhmreicher Sieger aus dieser Schlacht hervorzugehen, und es war geradezu lächerlich einfach! Mit den Augen verfolgte er die Linie, die er und seine Truppe ziehen mußten, bis er sich von seinem Ersten Offizier Major Reno und einem kleinen Teil der Mannschaft trennen würde.

Dort, jenseits des Flusses, würde die kapitale Beute auf ihn warten: die Hauptmacht des Häuptlings Sitting Bull. Völlig ahnungslose Krieger, die er mit seinem Angriff überraschen und zerschlagen konnte.

Dort am Little Bighorn River…

* * *

Ein dumpfer, pulsierender Schmerz durchzog meine Brust, als ich erwachte. Ich saß an einen Felsen gelehnt da, einen dicken weißen Verband um meinen entblößten Oberkörper, und Lancelot Postlethwaite fuchtelte mit einer monströsen Spritze vor meinem Gesicht herum. Fast wäre mir wieder schwarz vor Augen geworden, als ich sah, wie er Anstalten machte, mir die Nadel auf die Haut zu setzen.

»Nicht!« krächzte ich und ruckte ein Stück zur Seite und von der Nadel weg, was einen höllischen Schmerz durch meine Brust jagte.

»Aha, Sie sind wach«, stellte Postlethwaite überflüssigerweise fest. »Schön, schön. Nun halten Sie aber still, junger Freund. Wollen Sie, daß ich die Vene verfehle?«

»Ich will, daß Sie mit dieser Spritze verschwinden!« protestierte ich, fing mir aber nur einen tadelnden Blick ein.

»Aber, aber.« Lancelot schüttelte den Kopf. »Fürchtet Tod und Teufel nicht, aber hat Angst vor so einer kleinen, harmlosen Nadel. Ich spritze Ihnen ein Antiseptikum, damit die Wunde sich nicht entzündet. Ist zwar eigentlich ein Gegengift für Schlangenbisse, hat aber dieselbe

Wirkung.«

Wieder setzte er sein Mordinstrument an, und diesmal biß ich die Zähne zusammen und ließ ihn gewähren.

»So, jetzt noch etwas gegen die Schmerzen«, fuhr Lancelot fort, als er die Injektion beendet hatte. Er griff zu einer kleinen Ampulle mit einer farblosen Flüssigkeit. »Mund auf. Schmeckt ein wenig bitter, aber Zuckerwürfel haben wir hier nicht.«

Das Zeug brannte wie Feuer auf meiner Zunge, aber ich schluckte es gehorsam hinunter. Postlethwaite erhob sich wieder und schraubte den Verschluß auf das kleine Glasröhrchen.

»Wie... wie geht es den anderen?« preßte ich zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, während sein »Schmerzmittel« in meinem Magen wütete.

Er verzog das Gesicht, und plötzlich klang seine Stimme weit weniger optimistisch. »Schlimme Sache«, murmelte er bedrückt. »Sieben der Wächterindianer sind tot; einer ist vor ein paar Minuten erst seinen Verletzungen erlegen. Und der andere...« Er machte eine vage Geste mit der Hand. »Nur dieser Ixmal hat die Sache ziemlich unbeschadet überstanden.« Er atmete tief ein und drehte die Spritze in seinen Händen. »Mister Cody hat sich eine Schramme auf der Stirn und eine verstauchte Hand zugezogen«, fuhr er fort.

»Miß Oakley ist in Ordnung. Und Sitting Bull... es ist seltsam; ich habe so etwas noch nie gesehen. Er war vollkommen am Ende seiner Kraft. Lange Zeit glaubte ich, er würde es nicht überleben, aber er erholt sich unglaublich schnell. Faszinierend, wirklich faszinierend...«

Er wandte sich kopfschüttelnd um, ging ein paar Schritte und blieb wieder stehen. »Und was Sie betrifft, Mister Craven«, fügte er hinzu, »so geben Sie mir ein noch größeres Rätsel auf. Sie hätten tot sein müssen bei diesen Wunden. Sind Sie aber nicht. Können Sie mir sagen, warum?«

Ich hätte ihm gern eine Antwort gegeben – wenn ich nur eine gewußt hätte. Seine Worte verwirrten mich. Wenn es wirklich so schlecht um mich stand, wie er sagte, warum hatte ich dann nicht einmal Schmerzen verspürt, als ich mich um Bill kümmerte?

Natürlich lag die Vermutung nahe, daß mein magisches Erbe mich gerettet hatte – doch zu diesem Zeitpunkt hatte ich nicht einmal die Kraft besessen, Bills Geist auf hypnotische Weise zu beruhigen.

Und jetzt begann ich sogar zu spüren, wie sich mein Körper in Sekundenschnelle erholte, wie neue Kraft mich überschwemmte und die Leere in meiner Seele verdrängte.

Was um Himmels willen geschah mit mir?

»Nichts, was dir Sorgen bereiten müßte«, klang eine Stimme direkt in meinen Gedanken auf; eine Stimme, die ich nur zu gut kannte und von der ich befürchtet hatte, sie nie mehr wieder zu hören.

»Shadow! Wo bist du?«

»Ich weiß es selbst nicht«, antwortete sie, aber ihre Stimme wurde immer leiser, während sie sprach. »Es war pures Glück, dich zu finden, und es scheint, als wäre ich im rechten Moment gekommen.«

»Du hast diese Geistermeute vernichtet? Ich dachte, Sitting Bull –

»Ich habe es versucht, aber meine Kräfte versagten«, antwortete die Stimme in meinem Kopf. »So wie die deinen, Robert. Diese Hunde gehorchten einem anderen Zauber, einer Magie, die ich nicht kenne. Wir sind machtlos dagegen. Ich habe nur verhindern können, daß der Hund dich tötet, mehr nicht.«

Ich konnte die Worte kaum noch verstehen. Es war, als würde sich Shadow immer weiter von mir entfernen.

»Sie werden bald entdecken, was ich getan habe«, fuhr sie fort. »Ich gebe dir von meiner Kraft, solange es...«

Ihre Stimme verwehte im Nichts, wurde zerrissen wie von einem unsichtbaren Sturm. Vereinzelt drangen noch Wortfetzen an mein Ohr, dann verblaßten auch sie.

»Wen meinst du?« wollte ich noch wissen, aber ich erhielt keine Antwort mehr. Shadows Stimme war verschwunden. Trotzdem durchströmte mich neue Hoffnung. Sie lebte, und nur das zählte in diesem Moment.

Ich versuchte aufzustehen und war erstaunt, wie einfach es mir gelang. Der dumpfe, pulsierende Schmerz war vollends aus meiner Brust verschwunden, und nun wußte ich, daß es Shadows Macht war, die mich ausfüllte und belebte. Irgendwie hatte sie es geschafft, eine mentale Brücke zu errichten, aber mit dem Verblassen ihrer Stimme war auch diese Verbindung abgerissen.

Doch ich hatte genügend von ihrer Kraft abbekommen, um zu spüren, daß es hier ganz gehörig stank – bildlich gesehen. Es roch durchdringend nach der fremden, bösartigen Magie, die schon die Geistermeute erfüllt hatte. Fast glaubte ich, einen feinen Nebel zu sehen, der in einiger Entfernung vom Wasserloch aus dem Boden stieg und das Lager zu umkreisen begann.

Das Grauen war noch nicht vorüber, das fühlte ich in diesen Sekunden mit aller Deutlichkeit. Im Gegenteil: Es begann erst...

»Sind Sie verrückt, Craven?« Lancelot Postlethwaites energische Stimme riß mich aus meinen Gedanken. »Danken Sie Gott, daß Sie noch leben, und fordern Sie ihn nicht heraus!«

Er kam mit langen Schritten heran und blieb dicht vor mir stehen. »Die Spritze war wohl nicht genug, wie?« polterte er. »Muß ich Sie mit Chloroform zur Ruhe zwingen? Denn genau die brauchen Sie, sonst – Er fuhr sich mit der Rechten waagerecht über den Hals. »Exitus.«

»Es geht mir gut«, beruhigte ich ihn. »Ich weiß, was ich mir zutrauen darf.« Diesmal fiel es mir leicht, ihn von meinen Worten zu überzeugen. Zugegeben, ich half ihnen etwas nach.

Er nickte gehorsam und vergaß seine Argumente.

»Wann können wir aufbrechen?« fuhr ich fort. »Ist der verletzte Indianer transportfähig?«

»Sind Sie von Sinnen? Es wäre sein Tod!«

Einen Moment war ich unschlüssig. Wenn mich mein Gefühl nicht trog, mußten wir von hier weg; so schnell wie möglich. Vielleicht konnte ich dem Verletzten irgendwie helfen. »Ich werde gleich nach ihm schauen«, wies ich Lancelot an. »Gehen Sie zurück zu ihm; ich komme sofort nach.«

Er wandte sich ohne ein weiteres Wort um und ging zu seinem Zelt hinüber, in dem der Indianer wohl untergebracht war. Ich selbst hielt nach Sitting Bull Ausschau und entdeckte ihn nahe des Tümpels. Bill und Annie waren bei ihm.

Er lächelte schwach, als ich an sein Lager herantrat. »Ich bin glücklich, daß du lebst, Blitzhaar«, flüsterte er. »Ich fürchtete schon, der Zauber käme zu spät.«

Ich ließ mich neben ihm auf die Knie sinken. »Wir alle verdanken

Euch unser Leben«, sagte ich. »Ihr seid ein mächtiger Zauberer, Häuptling.«

Er lächelte wieder. »Nur ein schwacher Abglanz meiner alten Kraft, Blitzhaar. Ich werde alt, und Wakan Tanka liebt die jungen, starken Krieger.« Seine müden Augen schienen in eine weite Ferne zu starren. »Bald aber werde ich bei ihm sein...«

Ich legte ihm die Hand auf die Schulter und schluckte den Kloß hinunter, der sich in meiner Kehle gebildet hatte. »Wir müssen bald aufbrechen, Häuptling«, begann ich. »Seid Ihr stark genug –

»Was soll das heißen?« fuhr Annie auf. »Sehen Sie nicht, daß er zu schwach ist, Robert? Wir können jetzt unmöglich von hier weg –

»Wir müssen, Annie«, unterbrach ich sie. »Ich fürchte, diese Hundemeute war nur die Vorhut. Es ist noch nicht vorüber.«

»Er hat recht«, stimmte mir Sitting Bull zu und versuchte, seinen Oberkörper aufzurichten. Bill stützte ihn. »Auch ich fühle neue Gefahr. Es wäre unser Tod, hierzubleiben. Ich bin bereit.«

Wir wollten ihm gerade mit vereinten Kräften auf die Beine helfen, als ein Schrei die Stille durchbrach. Nach einer Sekunde, in der wir alle wie erstarrt innehielten, sprang ich auf und wirbelte herum.

Der Schrei war aus Postlethwaites Zelt gekommen. Bill und ich sahen uns einen Moment lang an, dann stürmten wir gemeinsam los.

Wir hatten gerade die halbe Strecke zurückgelegt, als die Zeltplane zur Seite gerissen wurde und die hochgeschossene Gestalt des Cambridger Wissenschaftlers im Eingang erschien. Sein Gesicht war totenblaß, und seine runde Nickelbrille war ihm von der Nase gerutscht und baumelte an einem Ohr hin und her. Er bemerkte es nicht einmal, als er wie von Furien gehetzt ins Freie stürzte.

Hinter ihm tauchte eine zweite Gestalt auf und taumelte hinter ihm her. Es war der verletzte Indianer! Unter dem Vordach des Zeltes hielt er für einen Moment inne, sah sich suchend um und trat dann ins Freie.

Das helle Mondlicht fiel auf seinen Körper, und der Anblick ließ mich schaudern. Seine Wunden waren unter den Verbänden aufgebrochen, und das Blut färbte den Stoff rot. Ein dünnes Rinnsal floß aus seinem Mund, tropfte das Kinn herab und versickerte vor seinen Füßen im Sand.

Lancelot stolperte uns entgegen, fiel geradewegs in unsere Arme und hätte uns beinahe zu Boden gerissen.

»Was ist los?« fragte Bill. »Was ist mit dem Krieger geschehen?«

Lancelot starrte uns an, und in seinen Augen flackerte der Wahnsinn.

»Er ist tot!« kreischte er. »TOT!«

* * *

Die Morgendämmerung färbte den Horizont blutrot und tauchte die Landschaft in unwirkliches Zwielicht, als die junge Squaw das Schlachtfeld erreichte.

Der Kampf war vorüber, doch die stummen Zeugen kündeten mit ihrem Blut von den Schrecken des vorübergegangenen Tages.

Das Gebiet am Little Bighorn River, vom Fluß bis zu den fernen Hügeln, war übersät mit den leblosen Körpern der Opfer. Custers gesamte fünf Kompanien, mit denen er Sitting Bulls Lager hatte angreifen wollen, waren gefallen; über zweihundert Mann. Custers Armeen hatten gegen die Übermacht der Sioux und Cheyenne nicht den Hauch einer Chance besessen. Sie waren in Sitting Bulls Falle gelaufen und in einer einzigen Stunde vernichtet worden.

Es war ein Bild des Grauens. Auf beiden Seiten hatte es Verluste gegeben, und der Blick der Indianerin glitt entsetzt über die Leichen ihrer roten Brüder. Heiße Tränen trübten ihren Blick, als sie weiterstolperte, dem Zentrum dieses grauenvollen Feldes entgegen. Sie wußte, daß sie dort finden würde, was sie immer wieder leugnen, was sie sich einfach nicht eingestehen wollte.

George war tot. Monahseetah hatte seine letzten Minuten miterlebt, als wäre sie bei ihm gewesen; sie hatte über all die Meilen hinweg gespürt, wie ihn die tödliche Kugel traf. Und doch wollte sie nicht daran glauben. Nicht, bevor sie ihn mit eigenen Augen gesehen hatte.

Ein leises Wiehern riß sie aus dem Universum aus Schmerz und Leid, in das sich ihr Geist zurückgezogen hatte. Ein Laut, der so schrecklich und klagend klang, daß Monahseetah zusammenfuhr und wie erstarrt stehenblieb.

Als sich ihr Blick klärte und sie sich zögernd und ängstlich umsah,

glaubte sie im ersten Moment, ein Trugbild zu erblicken, das ihr gequälter Geist ihr vorspiegelte.

Etwa zwanzig Yards entfernt, inmitten der toten Körper, stand ein Pferd! Ein glatthaariger, hellbrauner Fuchs. Ein Pferd der weißen Soldaten, aus vielen Wunden blutend.

Monahseetah erkannte den Naturzauber, sah das Zeichen, das die Götter ihrem Volk gaben. Die Schlacht war gewonnen, doch die Kraft des weißen Mannes war ungebrochen. Er würde weiterbestehen wie dieses Pferd, das allein das Massaker überlebt hatte – und er würde letztendlich den Sieg davontragen.

Das Pferd wandte den Kopf und blickte sie an, und in seinen Augen stand ein fast menschlicher Funke.

Hastig drehte Monahseetah sich um und eilte weiter. Plötzlich war ihr kalt, so entsetzlich kalt. Fröstelnd zog sie das graue Tuch fester um ihre Schultern, aber es war nur mehr eine sinnlose Geste. Sie wußte, daß nichts mehr ihren Körper wärmen konnte; niemals wieder.

Sie war schon seit Stunden tot.

Im gleichen Moment, als sie das Sterben ihres Geliebten gefühlt hatte, als das unsichtbare Band zerrissen war, das sie beide vereinte, war auch Monahseetah gestorben.

Im Osten ging die Sonne auf, vertrieb die letzten Nebel der Nacht und tauchte das Feld des Grauens in warmes, helles Licht. Den Schrecken jedoch konnte sie nicht vertreiben; im Gegenteil. Die Helligkeit offenbarte, was die Nacht mit ihrem dunklen Mantel gnädig verhüllt hatte. Und sie zeigte Monahseetah, wohin sie sich wenden mußte.

Der Wimpel der Siebenten Kavallerie wehte nur noch in Fetzen von der geknickten Fahnenstange. Einer der Soldaten mußte sie in den harten Boden gerammt haben, bevor er selbst fiel und unter dem Sternenbanner sein Leben aushauchte. So war sie zum Zeichen der Niederlage geworden, zum Mahnmal für den Wahnsinn dieses sinnlosen Krieges.

George Armstrong Custer lag nur unweit der Fahne, umringt von den Kadavern seiner treuen Hunde, die ihm bis in den Tod gefolgt waren. Man hatte ihn entkleidet, aber nicht skalpiert. Sogar seine beiden Pistolen, mit denen er bis zum Schluß gekämpft hatte, lagen noch neben ihm im blutigen Gras. Ein Zeichen, daß er tapfer gestorben war.

Die junge Squaw ließ sich neben ihm nieder und barg seinen Kopf in ihren Armen. Tränen rannen über ihre Wangen und fielen auf seine langen, goldenen Haare, die sie so geliebt hatte. Sie sah die Wunden nicht, die zwei Kugeln in Hinterkopf und Brust hinterlassen hatten. Sie sah nur sein Gesicht, das im Tode noch stolz und edel wirkte. Mit zitternder Hand berührte sie seine Wangen, seine bleiche Stirn, suchte ein letztesmal den geistigen Kontakt mit ihrem Geliebten –

Und im gleichen Moment brach die Barriere in ihr, die seit seinem Tod jedes Gefühl außer Schmerz und Leid verdrängt und in die Tiefen ihrer Seele verbannt hatte. Mit einem Schlag erkannte sie, wer die Schuld trug an Custers Schicksal. Wessen Magie ihn in das Verderben geleitet hatte!

Monahseetah schrie, und es war ein Ruf, der die Wirklichkeit zerschnitt und bis in das Reich der Toten vordrang. Ein magischer Schrei, mit aller Macht hervorgebracht, deren Monahseetah fähig war. Ein Schrei, der selbst die Götter erreichte.

»Ich verfluche dich, Sitting Bull!« schrie sie. »Ich verfluche dich, Ta-tan-ka I-yo-ta-ke! Du hast ihn getötet, du allein! Mein eigenes Blut!«

Sie ließ den toten Körper wieder zu Boden sinken und richtete sich taumelnd auf. In ihrem Kopf wirbelten die Gedanken wie Blätter in einem Sturm durcheinander, und die Welt vor ihren Augen begann sich um sie zu drehen.

»Verflucht sollst du sein!« Ihr wilder Schrei ging in ein ersticktes Schluchzen über, und sie brach wieder in die Knie, unfähig, ihren Leib länger aufrecht zu halten.

Als sie nun über das Feld der Toten hinüberblickte zum Little Bighorn River, in die Richtung, in der sich das Lager ihres Onkels Sitting Bull befand, waren ihre Augen dunkel vor Haß.

»Keine Ruhe sollst du finden«, flüsterte sie mit ersterbender Stimme. »Der Tod soll dein Begleiter sein, Ta-tan-ka I-yo-ta-ke! Ich werde dich finden, wo immer du auch bist. Dieses Bild des Todes soll von nun an in dir sein, auf ewig. Und eines Tages, Ta-tan-ka I-yo-ta-ke, werde ich zurückkehren und dich töten, wie du mir den Liebsten genommen hast.«

Sie schaute auf zum Himmel, wo Wakan Tanka sein leuchtendes Auge auf sie niederscheinen ließ. Sie wußte, daß der Gott der Sonne ihr Flehen erhören würde.

Dann sah sie wieder auf den Leichnam herab, der vor ihr auf dem blutgetränkten Boden lag, und seine gebrochenen Augen schienen sie fast glücklich anzulächeln.

In diesen Sekunden vergaß Monahseetah das Kind, das in einem fernen Tipi auf seine Mutter wartete, vergaß ihr Volk, ihre Bestimmung, ihr Bestreben, mehr zu sein als eine einfache Squaw, vergaß alles, was Mazakootemane sie gelehrt hatte.

»Ich komme, George«, flüsterte sie, griff mit einer entschlossenen Bewegung nach dem kleinen, schlanken Dolch, den sie im Gürtel trug, und setzte die silberne Klinge auf ihr Herz.

* * *

Für endlose, schreckliche Sekunden waren wir wie erstarrt, konnten unsere Blicke nicht lösen von der Gestalt des toten Kriegers unter dem Zelteingang. Erst Postlethwaites erneuter Schrei riß Bill und mich in die Wirklichkeit zurück.

»Er... er ist gestorben, unter meinen Händen ist er gestorben«, kreischte der hagere Wissenschaftler. »Und dann... und dann –

Er brach ab und schnappte nach Luft. Seine Lippen waren blau angelaufen, und sein Gesicht war eine einzige Fratze des Grauens. Er krallte die Finger in sein Hemd über der Brust, und ein schmerzhaftes Husten entrang sich seiner Kehle.

Fast hätte ich zu spät reagiert.

Postlethwaite hatte einen Herzanfall!

Für einen Moment vergaß ich die Gefahr, in der wir schwebten. Blitzschnell griff ich nach einem kleinen Teil der Macht, die Shadow mir gegeben hatte, tauchte ein in Postlethwaites Geist und schaltete sein Denken aus. Dann tastete ich tiefer, erreichte das Herz und ließ Ströme reiner Magie durch seine Adern fließen.

Lancelot Postlethwaite brach zusammen. Der Schock – diesmal nicht die Panik, die ihn fast um den Verstand (und um sein Leben) gebracht hätte, sondern eine Reaktion seines Körpers auf den magischen Eingriff – raubte ihm das Bewußtsein. Aber er würde leben; die Gefahr war gebannt. Zumindest diese...

Obwohl es mir wie eine Ewigkeit erschien, war doch nicht mehr als eine einzige Sekunde vergangen, als ich den Blick von Lancelots Gesicht löste und wieder aufsah. Der untote Indianer war noch immer gut vierzig Schritt von uns entfernt, aber er kam näher, mit ungelenken, wie mechanisch wirkenden Schritten. Seine Züge waren im Todeskampf erstarrt und spiegelten auf grauenhafte Weise den Schrecken wider, den er in den letzten Sekunden seines Lebens empfunden haben mußte.

Aber da war noch etwas anderes in seinem Blick; etwas, das sich über die Grimasse des Todes geschoben hatte. Er erinnerte mich an den einer Schlange, die eben ihr hilfloses Beutetier erspäht.

Aber so ganz hilflos war ich weiß Gott nicht. Ich überließ Lancelot Bills Fürsorge, richtete mich auf und trat dem Indianer entgegen.

Für einen Moment blieb der Untote stehen, und ein kehliger, dunkler Laut kam über seine blutigen Lippen. Sekundenlang schien er einer lautlosen, bösen Stimme zu lauschen, die aus dem Nichts heranwehte. Dann hob er die Arme, kämpfte einen Augenblick lang um sein Gleichgewicht und setzte seinen Weg fort. Fünfzehn Schritte trennten uns noch.

»Bist du verrückt, Robert?« drang Bill Codys Stimme in mein Bewußtsein. »Wir müssen weg von hier, schnell. Komm her und hilf mir! Verdammt, hörst du nicht?«

»Ich weiß, was ich tue«, rief ich zurück, ohne mich umzudrehen. Meine Hand glitt in die Tasche meiner Jacke und umschloß den kleinen, fünfstrahligen Stern darin. Ich spürte, wie er sich unter meinem Griff erwärmte, wie er leise zu pulsieren begann, als ob sich mit einem Male Leben in dem porösen Stein befände. Jetzt fehlte mir nur noch der Zauber, den ich vor Jahren bis zur Agonie gebüffelt hatte wie ein Pennäler. Die magischen Formeln, die den Indianer – vereint mit der Kraft des Shoggotensternes – endgültig zurückschleudern würden in das Reich der Toten.

Und die mir – wie hätte es anders sein können – partout nicht einfallen wollten! Mir brach der kalte Schweiß aus. Fieberhaft durchforschte ich mein Unterbewußtsein, aber je verzweifelter ich nach den magischen Worten suchte, desto nervöser wurde ich.

Und der lebende Tote hatte mich fast erreicht! Drei Schritte noch... zwei...

Ich riß den Stern aus meiner Tasche, holte weit aus –

und plötzlich tauchte die Formel aus den Tiefen meines Geistes auf; ein flammendes Fanal, nach dem ich hastig griff.

»Ragaa artara ret uula –

Mein Ruf hatte den kleinen Stern begleitet, als er mit tödlicher Präzision durch die Luft raste und den Indianer mitten auf die Brust traf.

So lange jedenfalls, bis er mit einem dumpfen Laut abprallte und wirkungslos in den Sand fiel.

Ich hätte es wissen müssen! Ich verdammter Narr hätte es wissen müssen! Wie hatte ich nur so blind sein können? Natürlich war es die gleiche Kraft, die schon die Geisterhunde gelenkt hatte, welche nun dem Toten innewohnte. Aber mir blieb keine Zeit für Selbstvorwürfe. Ich hatte zu lange gewartet, war meiner zu sicher gewesen. Nun war es zu spät.

Der Indianer war heran, noch ehe ich herumfahren und mich in Sicherheit bringen konnte. Seine Hände, zu Klauen verzerrt, zuckten vor und krallten sich um meine Arme. Ich warf mich mit aller Kraft zurück, aber genausogut hätte ich versuchen können, einen Granitblock von der Stelle zu bewegen.

Der Rote blieb einfach stehen, und ich kugelte mir bei meinem Versuch beinahe die Arme aus den Gelenken. Ein heißer Schmerz durchzuckte meinen Oberkörper, und für Sekunden wurde mir schwarz vor Augen.

Das nächste, was in mein Bewußtsein drang, war Buffalo Bills Schrei. Er ließ Postlethwaite zu Boden sinken, riß seinen Colt aus dem Holster und war mit einem Sprung neben mir.

»Nimm den Kopf zur Seite…«, keuchte er atemlos, zog den Schlagbolzen der Waffe mit einem trockenen Klicken zurück und preßte den Lauf gegen die Schläfe des Untoten.

Wenigstens wollte er es.

Der Indianer ließ meinen rechten Arm los und schlug mit einer Schnelligkeit, die seinen bisherigen Bewegungen Hohn sprach, nach Bills Revolver.

Die Waffe explodierte in Codys Hand. Die Faust des lebenden Toten hatte die acht Patronenkammern getroffen und mit einem Schlag

zerfetzt. Bill Cody brüllte auf und taumelte zurück, während der Revolver – oder das, was von ihm übrig war – in hohem Bogen davonflog.

Und doch gab mir sein beherztes Handeln eine Chance – meine letzte. Notgedrungen hatte der Untote einen Arm loslassen müssen, und als der grelle Pulverblitz die Dunkelheit zerriß und die glühende Druckwelle mein Gesicht traf, spürte ich, wie sich auch sein zweiter Griff lockerte; nicht viel, aber doch genug, es zu riskieren.

Ich drehte mich um die eigene Achse, stemmte ein Knie gegen seine Rippen – und kam mit einem Ruck frei!

In den weichen Sand zu stürzen, hastig zur Seite zu rollen und wieder auf die Füße zu springen, war eins. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie auch Buffalo Bill sich aus der Reichweite des Indianers brachte. »Weg hier!« brüllte er überflüssigerweise und deutete auf Lancelot Postlethwaite, der noch immer bewußtlos am Boden lag.

Wir rissen ihn hoch, kurz bevor der lebende Tote uns erreichte. Die Bewegungen des Indianers waren jetzt fließender und vor allem schneller geworden, und als wir Lance mehr stolpernd denn gehend mit uns zerrten, folgte er uns kurzauf. Seine linke Gesichtshälfte war von der Explosion in eine einzige klaffende Wunde verwandelt worden, aber kein Tropfen Blut floß daraus hervor, und sie schien ihn auch nicht im mindesten zu stören. In seinem verbliebenen Auge glitzerte noch immer der Ausdruck unbändiger Gier.

Natürlich; er konnte nichts mehr spüren. Sein Körper war gestorben, vor Minuten schon, und mit ihm jedes menschliche Gefühl.

Wir zerrten Postlethwaite weiter mit uns. Cody, der ihn unter der rechten Schulter ergriffen hatte, schaute voraus, während ich den Untoten hinter uns im Auge behielt. So begriff ich erst gar nicht, wie mir geschah, als Bill plötzlich abrupt stehenblieb. Ich wurde von meinem eigenen Schwung herumgerissen, verlor Lancelots Arm und stolperte noch einige Schritte weiter.

»Was – Weiter kam ich nicht. Ein heißer Schreck schnürte mir die Kehle zu, und für einen Moment weigerte sich mein Verstand zu glauben, was meine Augen sahen.

Die sehnigen Hände des Untoten gruben sich von hinten in meine Schultern. Ich spürte es kaum.

Vor mir flackerte das kleine Feuer, das Sitting Bull neben seiner

Lagerstatt entzündet hatte. Er selbst saß zusammengesunken auf seiner Decke; Annie Oakley hatte sich über ihn gebeugt und stützte ihn. Ihr Gesicht war eine Grimasse des Grauens.

Wie Bill und ich hatte sie die kleinen, schlanken Gestalten erkannt, die von allen Seiten aus dem Dunkel der Nacht hervorgetreten waren und das Lager umringten.

Glühende Augen starrten uns aus verzerrten Gesichtern entgegen; bösartige Lichter, in denen Tod und Verderben geschrieben standen.

Blutüberströmte Arme reckten sich nach uns, wie in stummer Anklage erhoben, als die toten Wächterindianer Schritt für Schritt näherkamen.

Sie brauchten sich nicht einmal zu beeilen – wir konnten nicht mehr fliehen.

Es war aus...

* * *

Äonenlang war sie durch ein Meer der Schwärze getrieben, durch absolute Dunkelheit und vollkommene Stille. Längst hatte sie die Augen geschlossen, um ihrem Geist zumindest vorzugaukeln, daß das Nichts um sie herum normalen Ursprungs war. Längst hatte sie zu schreien aufgehört, denn kein Laut drang an ihr Ohr; nicht einmal ihre eigene Stimme. Längst schlug sie nicht mehr wie rasend um sich, denn ihre Arme glitten wie durch zähen Schleim durch die Dunkelheit, gaukelten ihrem Verstand vor, in einem Moor zu versinken, immer tiefer und tiefer, und trieben sie bis dicht an die Grenze des Wahnsinns.

Das schreckliche Gefühl der Schwerelosigkeit hatte sie nicht bekämpfen können. Und das war die grausamste seelische Folter von allen.

Ihre Füße berührten keinen Grund, und glaubte sie gerade noch, regungslos zu schweben, so stürzte sie in der nächsten Sekunde in einen unendlichen, bodenlosen Brunnen aus Todesangst und der sicheren Gewißheit, jeden Moment mit furchtbarer Gewalt aufzuschlagen.

Aber die El-o-hym waren Geschöpfe der Luft ebenso wie der Erde, und nach Ewigkeiten war es Shadow sogar gelungen, auch diese Vision

halbwegs zu besiegen und sich – wenn auch nur in ihrer Einbildung – wie ein Vogel durch das Nichts zu bewegen.

Nicht, daß es ihr viel genützt hätte. In den Sekunden, in denen Sie sich zwang, ihre Augen einen Herzschlag lang zu öffnen, erblickte sie stets das gleichbleibende, quälend monotone Bild undurchdringlicher Schwärze.

Und wenn sie die Lider länger als diesen einen Moment hob, war es, als würde sich die Dunkelheit in ihren Augen spiegeln und gleichsam in sie eindringen wie durch eine geöffnete Schleuse. Und ihren Körper langsam, aber unbarmherzig füllen mit dieser tödlichen Flut aus Gestalt gewordener Nacht.

Wenn sie die Seele erreichte, so wußte Shadow, würde sie sterben.

Aber noch war es nicht soweit. Noch konnte sie ihre Gedanken formulieren und nach einem Ausweg sinnen.

Sie wußte nicht, wo sie war; sie wußte kaum noch, wie sie hierhergelangt war, und selbst ihren Namen mußte sie wie ein kostbares Geheimnis hüten, um ihn nicht zu vergessen. Nur undeutlich und verschwommen erinnerte sie sich an die Bilder von... Felsen? Sand? Eine Stimme... was war das... eine Stimme?

Und noch bevor sie den Sinn dieses Wortes ergründen konnte, war es ihr schon wieder entglitten und in der Dunkelheit verschwunden...

Vor Jahren, wie es ihr schien, hatte Shadow ihren Geist vom Körper getrennt und war auf die Suche gegangen. Und jede Bewegung des gestaltlosen Ichs war ihr zum Martyrium geworden.

Eine endlose Zeitspanne hatte sie sich von unsichtbaren Strömungen treiben lassen. Dann – plötzlich und so unerwartet, daß sie sich im ersten Moment voller Panik hatte zurückziehen wollen – war sie auf ein fernes Licht gestoßen. Und wieder hatte es Jahrtausende gedauert, bis sie sich bewußt geworden war, daß Licht Leben bedeutete.

Sie hatte sich gegen die Strömung, die mit einem Male ihren Geistkörper ergriff und ihn mit aller Macht in die ewige Nacht zurückschleudern wollte, auf den winzigen Punkt zubewegt –

– und gewußt!

Im gleichen Moment, als ihr Geist das helle Gleißen berührte und sich mit ihm vereinte, hatte sie erkannt, daß es ein Geist ähnlich dem ihren

war – ein magischer Geist, der eben im Begriff war, in diese Schreckenswelt überzuwechseln.

Für Sekunden hatte sie durch die Augen des Anderen gesehen –

... eine Welt, in der Hell und Dunkel umgekehrt waren... rasche Bewegung von großen, schlanken Körpern... Krallen, die auf Gesicht und Brust niederfuhren... SCHMERZ!

– und sie hatte gehandelt. Sie wußte: Wenn der fremde Geist erst einmal den Sprung vollzogen hatte, gab es auch für ihn kein Zurück mehr. So hatte sie ihm alle Macht gegeben, über die sie noch gebieten konnte.

Und dann – sie hatte kaum mehr Kraft zurückbehalten, um sich selbst in dieser Unendlichkeit zu behaupten – war der fremde Geist neu erstarkt und hatte seinerseits eine Brücke zu ihrem körperlosen Ich geschlagen.

Und wieder war es wie ein Erwachen gewesen. Plötzlich war die Erinnerung zurückgekehrt, mit einem Schlag, der sie fast betäubte. Hastig hatte sie Robert Craven eine Nachricht übermittelt, die das Gehirn in ihrem fernen Körper formulierte; dann war sie, kraftlos und am Rande einer Ohnmacht, zurückgerissen worden und wieder mit sich selbst verschmolzen.

Dann war die Rache über sie gekommen.

Zum erstenmal hatte das Wesen, das verantwortlich war für all dieses Leid und den Wahnsinn, Kontakt mit ihr aufgenommen. Und bei all den Schmerzen, die es ihr bereitet hatte, war Shadow doch froh gewesen, endlich mehr zu erfahren über ihr Schicksal.

Es war die Stimme einer Frau, die mit einem Male Shadows Geist erfüllte und wie mit glühenden Hämmern Wort für Wort in ihren Verstand meißelte. Und sie sprach von Haß und Tod und blutiger Vergeltung.

Die Stimme redete lange Zeit, immer lauter und zorniger, und als Shadows Bewußtsein sich endgültig weigerte, auch nur noch ein Wort aufzunehmen, griff eine unsichtbare Hand nach dem schlanken Körper der El-o-hym, entriß ihn dem zähflüssigen Nichts und schleuderte ihn durch einen rasenden Strudel von Farben und Licht.

Und dann durchbrach Shadow die Barriere zum Reich der ewigen Nacht und wurde ausgespien in die Wirklichkeit...

* * *

Wir alle sahen mit der übernatürlichen Klarheit, die Momenten höchster Gefahr wohl eigen ist, was vor unseren Augen geschah.

Und trotzdem finde ich kaum Worte, es zu beschreiben.

Etwa sieben Yards vor und zwei Yards über dem Wüstenboden riß die Nacht auseinander, stülpte sich für den Bruchteil eines Herzschlages um wie ein Vorhang, hinter dem ein grelles Licht lodert.

Und heraus fiel eine schlanke, weißhäutige Gestalt, stürzte schwer in den Sand und blieb reglos liegen. Es dauerte einige Sekunden, bis ich sie erkannte.

»Shadow!«

Annie Oakley hatte den Schrei ausgestoßen; ich selbst war viel zu geschockt, um auch nur einen Ton hervorzubringen. Shadow sah schrecklich aus. Ihr Haar war wild zerzaust, die Kleidung hing in Fetzen und irgendwie naß von ihrem Körper, und überall zeigte ihre Haut braune und blaue Flecken. Und vor allen Dingen – sie rührte sich nicht!

Ich keuchte vor Schrecken und vergaß die Gefahr um uns herum. Mit einer heftigen Bewegung riß ich mich von dem Untoten los – was mich die Schulterstücke meiner Jacke kostete – und war mit einem Satz bei Shadow. Daß mir der Indianer nicht folgte, registrierte ich kaum. Ich kniete neben Shadow nieder und drehte sie vorsichtig auf den Rücken.

Ihr Körper war kalt, so schrecklich kalt. Und in ihrem engelsgleichen Antlitz regte sich kein Muskel, als ich ihr das wirre Haar aus der Stirn strich.

Langsam drang die furchtbare Erkenntnis in meinen Verstand vor, aber ich weigerte mich einfach, sie anzuerkennen.

Shadow war tot! TOT!

Irgend etwas tief in mir schien zu zerbrechen. Heiße Tränen schossen mir in die Augen, rannen über mein Gesicht und versickerten im Bart. Plötzlich war ein Kloß in meinem Hals, und eine Faust umschloß mein Herz und preßte es zusammen. Und in den Tiefen meiner Seele

begann eine Flamme zu lodern, so grell und –

Ich bin nicht tot, flüsterte eine Stimme in meinen Gedanken. Ihre Stimme! Ich erstarrte in der Bewegung und sah auf ihr Gesicht herab. Aber noch immer war es leer und tot.

Sie soll es denken, fuhr Shadow fort. Tote beachtet man nicht.

Ich mußte wohl ziemlich dämlich dreingeschaut haben in diesem Augenblick, denn bevor ich nicken oder mich sonst auf irgendeine leichtsinnige Weise verraten konnte, fügte sie hastig hinzu: Spiel deine Rolle weiter, Robert. Es ist unsere einzige Chance. Sie wird bald kommen!

Ich wußte nicht, wen Shadow meinte, aber ich gehorchte instinktiv. Und das fiel mir beinahe noch schwerer, als die Fassung über ihren vermeintlichen Tod zu bewahren. Ich hätte jubeln und mit den Untoten tanzen können.

Nun, letzteres wohl doch nicht...

Als ich aufsah, gewahrte ich, daß sich die Indianer uns nicht weiter genähert hatten. Und nach einer weiteren ungläubig erstaunten Sekunde erkannte ich, daß sie sich überhaupt nicht mehr bewegten! Sie waren zu Statuen des Schreckens erstarrt, umringten uns wie eine lebende Mauer auf der Grenze, die den flackernden Lichtschein des Feuers von der Nacht trennte.

Und plötzlich begriff ich.

Sie hatten gar nicht den Auftrag, uns zu töten! Sie sollten uns aufhalten und IHRE Ankunft vorbereiten – wer immer SIE auch sein mochte.

Mit Grabesmiene streifte ich meine Jacke ab und breitete sie über Shadows reglosen Körper. Dann erhob ich mich taumelnd; ein gebrochener Mann, am Ende seiner psychischen Kraft. Ich hätte die Mailänder Scala zu Begeisterungsstürmen hinreißen können.

Sekundenlang blieb ich über ihr stehen, schwankend wie ein Blatt im Wind. »Sie ist tot«, flüsterte ich mit erstickter Stimme. »Sie ist –

Ich wandte mich um, ließ meine Schultern hängen und preßte die Tränen aus den Augenwinkeln. Es wurde langsam Zeit, daß ich Publikum bekam; das Publikum, von dem Shadow gesprochen hatte.

Annie und Bill konnten mir nicht in die Augen sehen, als sie mich in ihre Mitte nahmen und Cody mitfühlend seine Rechte auf meine Schulter legte. Hätten sie es getan, dann hätten sie vielleicht die Wahrheit erkannt.

Zu unseren Füßen regte sich Lancelot Postlethwaite. Bill kniete rasch nieder und half ihm, sich in eine halbwegs sitzende Position aufzurichten.

»Was... was ist geschehen?« murmelte Lance, noch halb in den Nebeln der Ohnmacht gefangen, und rieb sich mit Daumen und Zeigefinger über die Nasenwurzel. Dann kehrte die Erinnerung zurück.

Mit einem Schrei bäumte er sich auf, wollte im gleichen Moment aufspringen und fliehen und fiel mit einem Ächzen in den Sand zurück.

Bill versuchte, Postlethwaite zu beruhigen, was ihm angesichts der undurchdringlichen Mauer aus lebenden Leichen, die uns umgab, sichtlich schwerfiel. »Im Moment besteht keine Gefahr«, sagte er leise. »Die Kerle warten auf irgend etwas.«

Er sollte recht behalten.

Wie zur Bestätigung seiner Worte durchzog mit einem Male ein unheimliches, sphärisches Singen die Luft; ein Laut, der uns gleichsam verstummen und erstarren ließ. Ein Ton von solcher Traurigkeit und Intensität, daß unsere Seelen in das Lied einzustimmen schienen und sich ein merkwürdig wehmütiges Gefühl in mir ausbreitete. Wäre mir der Vergleich in dieser Situation – umringt von Leichen und den sicheren Tod vor Augen – nicht so lächerlich vorgekommen, ich hätte es als Heimweh definiert.

Und dieser Ton war es auch, der mir auf geradezu unlogische Weise klarmachte, daß da nichts wirklich Böses auf uns zukommen konnte. Es war ein Lied, das ein Echo tief in mir zum Klingen brachte und meinen ganzen Körper wie eine warme Woge der Sehnsucht überrollte.

Andererseits – auch die Sirenen sangen wunderschön, und doch lockten sie die Seefahrer in den Tod...

Nur aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, daß Bill und Lancelot sich neben mir aufrichteten. Mein Blick hing wie gebannt an einem Punkt etwa drei Yards vor und über uns. Ein winziger, gleißender Punkt in der Nacht, der von Sekunde zu Sekunde mehr an Intensität gewann

und wie ein schlagendes Herz zu pulsieren schien. Und der größer wurde.

Bald hatte sein Leuchten den Schein des Feuers vertilgt und den Platz am Wasserloch in taghelles Licht getaucht.

Und immer noch wurde er größer und größer.

Schweigend sahen wir der Erscheinung entgegen, unfähig, auch nur einen Muskel zu bewegen oder die Augenlider zu schließen. Das kalte Licht brannte sich gnadenlos in unsere Gehirne, verglühte unsere Gedanken in eisigem Feuer. Ich hörte, wie Annie neben mir gequält aufstöhnte, doch genau wie ich war sie unfähig, sich abzuwenden.

Dann explodierte die Nacht.

Mit einem Male war die Luft über der Wüste ein einziges Kaleidoskop wirbelnder Farben und berstender Sonnen. Durch das Singen, das sich im gleichen Moment zu einem kreischenden, grellen Crescendo gesteigert hatte, hörte ich die entsetzten Stimmen meiner Gefährten, schrie selbst wie von Sinnen; es war die einzige Reaktion, zu der wir noch fähig waren. Das Licht wuchs empor zu einem wirbelnden, alles verschlingenden Mahlstrom, steigerte sich zu kaum erträglichem Glanz –

und erlosch.

Der Wechsel kam so plötzlich, so unerwartet, daß wir in den ersten Augenblicken gar nicht erkannten, was geschah.

Dann kam die Nacht wie ein mentaler, mit aller Kraft geführter Schlag zurück, bohrte sich in unsere Augen und löschte die pulsierende Glut in unseren Gedanken. Linderung brachte sie nicht.

Für Ewigkeiten, wie es mir schien, waren wir blind. Feurige Kreise tanzten vor meinen Augen, und ein sinnverwirrender Schwindel erfaßte mich. Nur mit Mühe konnte ich ihn zurückdrängen und meine Gedanken sammeln.

Dann war es vorbei. Der milde Schein des Lagerfeuers (nach dem unglaublich hellen Inferno fast schon ein dunkles Feuer) drang wieder in unser Bewußtsein und schob die tanzenden Kreise beiseite...

Annie schrie gellend auf und preßte sich dicht an mich.

Ich bemerkte es kaum. Fassungslos starrte ich auf die unglaubliche

Szenerie, die sich unseren Augen bot. Ich weiß nicht, was ich nach Shadows Warnung erwartet hatte, aber gewiß hatte es keinerlei Ähnlichkeit mit dem, was ich nun sah.

Zwei Pferde, schwarz wie die Nacht und mit einer spröden, mumifizierten Haut, die sich wie Gewebe aus Spinnfäden über die Knochen legte. Pferde mit glühenden Augen, deren Hufe den Wüstenboden nicht berührten. Pferde mit prachtvollen, aber uralten, verblichenen Decken und ledernem Zaumzeug. Pferde, auf denen Menschen saßen!

Zumindest glaubte ich im ersten Moment, daß es Menschen wären, denn verglichen mit den Tieren sahen sie fast lebendig aus; zwar auch in zerschlissene, blutbefleckte und brüchig gewordene Kleidung gehüllt, aber mit straffer, unversehrter Haut.

Aber ihre Augen waren tot. Und ihr Blick barg das Grauen.

Es waren ein hagerer, hochgewachsener Mann mit langen, aschfahlen Haaren, in die Generalsuniform der US-Kavallerie gekleidet, und eine Indianerin im einfachen gewobenen Kleid. Und obwohl die Gestalt des Mannes um vieles imposanter war, erkannte ich sofort, von wem der dunkle Hauch fremder Magie ausging, den ich im Augenblick ihres Erscheinens gespürt hatte.

Und dazu hätte es nicht einmal Shadows Worte bedurft. Die Woge des Hasses, die uns aus den toten Augen der Squaw entgegenwallte, ließ mich erschaudern.

»Custer«, flüsterte Bill Cody neben mir. In der Stille, die uns mit einem Male umfangen hatte, klang seine Stimme überlaut in meinen Ohren. Aber sie hatte den Bann gebrochen. Ich fuhr zu Bill herum.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte er den beiden Gestalten entgegen, und seine Lippen bebten. »Custer«, flüsterte er noch einmal, und erst jetzt begriff ich die volle Bedeutung dieses Namens.

George Armstrong Custer! Der Mann, der von Sitting Bulls Kriegern getötet worden war; vor fast genau zehn Jahren!

Mit einem Keuchen wandte ich mich zu dem alten Häuptling um. Aber wenn ich erwartet hatte, Sitting Bull furchtsam oder zumindest erschrocken zu finden, sah ich mich getäuscht.

Auf dem faltenreichen Antlitz regte sich keine Miene. Sitting Bull blickte den Schreckensgestalten entgegen wie… einen Moment lang

suchte ich nach dem passenden Wort, und als ich es schließlich fand, durchfuhr mich ein eisiger Schrecken: wie ein Mann, der bereits mit seinem Leben abgeschlossen hatte!

Dann sprach Sitting Bull, und ich mußte erkennen, daß ich mich wieder einmal – wie schon so oft in dieser haarsträubenden Geschichte – gründlich geirrt hatte. Denn er schien Custer, seinen Todfeind, gar nicht zu beachten, sondern wandte sich der Indianerin zu.

»Nun also treffen sich unsere Pfade, Monahseetah«, sagte er mit fester Stimme. »Deine Visionen haben mich geleitet.«

Er sprach weiter, doch ich hörte seine Stimme plötzlich nur noch wie aus weiter Ferne. Wie ein Schock traf mich die Erkenntnis, fügte sich der letzte Puzzlestein in dieser Scharade des Schreckens zusammen.

All die Träume, die furchtbaren Visionen, die ich erlebt hatte, waren für Sitting Bull bestimmt gewesen! Ich war ein Zauberer wie er, mein Geist ebenso empfänglich für magische Strömungen wie der seine, und dadurch waren seine Alpträume gleichsam zu den meinen geworden! Er war das Opfer, von dem der versteinerte Wächter in meinem Wachtraum gesprochen hatte. Ihm hatte der Angriff der Geisterhunde gegolten! Custers Hunden!

Und jetzt verstand ich auch seine tiefe Niedergeschlagenheit, seine Resignation, die mit jedem Tag, den wir uns diesem Punkt näherten, zugenommen hatte. In Wahrheit hatte er die Schuld um den Tod der Wächterindianer auf sich geladen, und er war fast zusammengebrochen unter dieser Last.

Und Shadow, die die Zusammenhänge durchschaut hatte, war von der Squaw entführt worden, bevor wir einen Plan ersinnen konnten, Sitting Bull zu schützen. Und natürlich hatte unsere Magie gegen einen indianischen Zauber versagen müssen.

Jetzt war alles plötzlich so klar, stand so deutlich greifbar vor meinen Augen, daß ich mich einen Narren schalt, es nicht früher erkannt zu haben. Nur ein Teil fehlte noch, um das Rätsel vollends zu lösen: Wer war diese Squaw, und warum verfolgte sie einen Mann ihrer eigenen Rasse mit solch einem abgrundtiefen Haß?

All diese Überlegungen waren mir im Bruchteil einer Sekunde durch den Kopf geschossen, und als sich mein Blick wieder klärte, sah ich, daß die Indianerin einen Arm erhoben hatte und auf Sitting Bull deutete.

»Dies ist der Tag der Vergeltung, Ta-tan-ka I-yo-ta-ke«, klang ihre Stimme auf, und es schwang – bei aller Verachtung, die sie hineinlegte – eine Nuance darin mit, die nicht zu den Worten passen wollte. Ein fast sanfter, sehnsüchtiger Unterton, der mich beinahe mehr erschreckte als alle Härte.

»Viele Sommer habe ich auf diesen Tag gewartet«, fuhr sie fort. »Jetzt kehrt zum zehnten Male Wakan Tanka ins Land der Sioux zurück, und zehntausend Tode bist du gestorben, Ta-tan-ka I-yo-ta-ke. Heute soll es der endgültige für dich sein. Du sollst sterben, wie du einst den Mann getötet hast, dem ich meine Liebe schenkte.«

»Ich habe ihn nicht getötet«, sagte Sitting Bull und trat einen Schritt vor. Plötzlich war alle Müdigkeit und Apathie von ihm abgefallen, und er erschien mir um gut zwanzig Jahre jünger. Ich ahnte, daß er die Begegnung herbeigesehnt haben mußte.

Natürlich! durchfuhr es mich im nächsten Moment. Deshalb hatte er mein Angebot, ihm zu helfen, immer wieder abgelehnt! Nur aus diesem Grund hatte er sein Wissen um den Ursprung des Schreckens nicht preisgegeben: Weil er diese endgültige Konfrontation gewollt hatte.

Und noch während er die Worte aussprach, reagierten meine magischen Sinne aufs neue, und wieder hatte ich diese merkwürdig diffuse Gewißheit, daß er mit seinen Worten einerseits nicht log, andererseits aber auch nicht die Wahrheit sprach.

Die Antwort auf dieses verwirrende Gefühl gab mir die Indianerin im nächsten Moment.

»Du warst es, der den Zauber bewirkte, der George in die Hände deiner Krieger lockte«, sagte sie verächtlich. »Du allein trägst die Schuld an seinem Tod. Und dafür wirst du sterben.«

Sie sprach noch weiter, aber ich könnte die Worte nicht mehr verstehen. Plötzlich hatte sich etwas wie ein sanfter Nebelhauch über mein Bewußtsein geschoben und dämpfte alle Geräusche um mich herum. Und aus diesem Nebel drang eine wispernde Stimme an mein Ohr.

Ich erkannte sie sofort.

Halte dich bereit, Robert, raunte Shadow in meinen Gedanken. Wenn ich angreife, unterstütze mich, so gut es geht.

Ich wandte den Blick und sah zu ihr hinüber. Sie lag noch immer reglos am Boden, etwa vier Yards hinter den Geisterpferden. Wie sie erwartet hatte, hatten weder Monahseetah noch Custer auch nur Notiz von ihr genommen.

Was, wenn unsere Kräfte wieder versagen? formulierte ich meine geistige Antwort. Es ist eine fremde Magie, der sie sich bedient!

Überlaß es mir, sagte Shadow knapp. Ich glaube, ich weiß einen Weg.

Und damit sprang sie auf.

Die Bewegung kam trotz allem so unerwartet, daß ich vor Schreck zusammenzuckte. Neben mir stieß Annie Oakley einen ungläubigen Schrei aus, und auch Bills und Lancelots Köpfe ruckten zur Seite. Nur Sitting Bull blieb unbewegt. Aber das war bei ihm wohl mittlerweile reine Routine.

Custer und die Squaw fuhren im Sattel herum. Und im gleichen Moment schlug Shadow zu!

Es war wie ein Blitz reiner Energie, der auf die beiden unheimlichen Gestalten und ihre Knochenpferde zuraste, eine weißmagische Entladung solchen Ausmaßes, daß selbst um uns herum die Luft zu knistern begann und blaue Elmsfeuer über unsere Körper tanzten.

Und er traf.

Mit einem Schlag waren die beiden Gestalten in ein gleißendes, pulsierendes Licht gehüllt, in ein Netz aus Millionen und Abermillionen winziger Lichtpunkte, die sich um ihre Köpfe zusammenzogen. Trotzdem konnte ich, wie durch einen milchigweißen Schleier, ihre Gesichter erkennen.

Custer schrie. Er hatte Mund und Augen weit aufgerissen und warf den Kopf wie in unsäglicher Qual hin und her, aber kein Ton drang durch die magische Kugel, die ihn umgab. Seine Glieder zuckten unkontrolliert, und hätte ihn der Lichtball nicht an den Platz gebannt, hätte er wohl das Gleichgewicht verloren. Seine überlegenen, verächtlichen Züge waren einer Grimasse des Schreckens gewichen.

Monahseetahs Antlitz hatte sich nicht verändert.

Noch immer verzog sich ihr Mund in blinder Wut, und noch immer blitzte in ihren Augen die Flamme des Hasses. Und dann hob sie – wenn auch mühsam und unendlich langsam – den rechten Arm und

reckte ihn gegen Shadow.

In diesem Moment griff auch ich in den Kampf ein, suchte mit dürren Geistfingern nach der Macht, die tief in mir schlummerte, sammelte sie, Shadows Beispiel folgend, zu einem gewaltigen magischen Blitz –

und schleuderte ihn mit einem Schrei der Indianerin entgegen.

Monahseetah wankte. Der Arm, schon halb erhoben, fiel kraftlos zurück. Der Kreis blendenden Lichtes verstärkte sich noch, und nur schemenhaft konnte ich sehen, wie sie sich zu mir umwandte, das Gesicht nun ebenfalls in fassungslosem Schrecken verzerrt.

Ich wußte nicht, was Shadow tat, woher sie ihr Wissen bezog, den indianischen Zauber zu durchbrechen – aber es klappte! Wir konnten Monahseetah bezwingen!

Die Anstrengung trübte meinen Blick und ließ schwarze Punkte vor meinen Augen tanzen, aber ich wagte nicht, in meiner Konzentration nachzulassen. Mein Gehirn stand in Flammen, und noch immer schrie ich zusammen mit den weißen Energien den Schmerz heraus, der mich durchtobte. Undeutlich sah ich, wie sich Shadow von ihrem Platz löste, langsam näherkam und irgend etwas tat, was ich nicht erkennen konnte.

Dafür sah ich die Wirkung um so deutlicher.

General Custer bäumte sich in einer letzten verzweifelten Bewegung auf und riß die Hände an seine Schläfen. Er führte die Bewegung nicht zu Ende. Plötzlich erschlaffte er und sackte in sich zusammen wie eine Marionette, deren Fäden man mit einem einzigen Schnitt durchtrennt hat; nur durch die entfesselten Urkräfte, die seinen Körper umtobten, wurde er noch aufrecht gehalten.

Und auch Monahseetah hob ihre Hände in einer kraftlosen Bewegung zum Kopf, öffnete den Mund zu einem Schrei, und –

wir hörten ihn!

Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, was geschehen war. Der gellende Schrei zerriß die unwirkliche Stille, in der der magische Kampf stattgefunden hatte, hallte in meinen Ohren nach und brach mit einem Male ab.

Und Custer stürzte von seinem Skelettpferd und fiel schwer zu Boden, nicht länger gehalten von dem gleißenden Energiefeld.

Denn im gleichen Moment, in dem Monahseetahs Schrei erklungen war, war es erloschen, als hätte es nie existiert...

* * *

Kennen Sie das Gefühl? Man stemmt sich mit aller Kraft gegen eine im Rahmen verklemmte Tür, legt sein ganzes Gewicht hinein – und plötzlich gibt sie nach. Auf einmal ist der Widerstand verschwunden, und von einem Moment auf den nächsten stößt man ins Leere, stolpert haltlos nach vorn und rennt sich an der nächstbesten Wand den Schädel ein.

Wenn ja, wissen Sie, wie mir zumute war.

Eben noch hatte ich alle Konzentration darauf verwandt, den Strom magischer Energien in die gleißende Lichtkugel zu lenken. Ich hatte die Macht meines Erbes wie ein glühendes Schwert in meiner Seele gespürt und mich, halb blind und am Rande einer Ohnmacht, gegen den wütenden Ansturm der indianischen Magie gestemmt.

Und dann... nichts mehr.

Plötzlich war meine Kraft erloschen wie die Flamme einer Kerze im Wind. Und nicht nur sie. Um uns herum war absolute Stille!

Ich taumelte ein, zwei Schritte nach vorn und fiel auf die Knie. Vor meinen Augen drehte sich die Welt in einem wilden Reigen, und jetzt erst hörte ich das Blut in meinen Ohren rauschen. In meinem Geist war nur Platz für eine einzige Frage: Was war geschehen?

Irgend jemand schien meine Gedanken gelesen zu haben, denn wie aus weiter Ferne drang eine Stimme in mein Bewußtsein; eine uralte und doch auf bizarre Weise junge Stimme, die ich nach Ewigkeiten erst erkannte.

»Mein Schicksal darf nicht das eure sein«, sagte Sitting Bull und erhob sich mühsam. Die Utensilien seines Medizinbündels ließ er im Sand zurück; Irrlichter zuckten noch darüber, und ein rauchiger Nebel lag dort in der Luft, wo der alte Häuptling gesessen hatte. »Ich danke euch, Freunde«, fuhr er fort, »aber dies ist eine Prüfung, die nur ich allein bestehen kann.«

Ich konnte es kaum glauben. Für Sekunden war ich schlichtweg sprachlos und kaum in der Lage, auch nur einen klaren Gedanken zu

fassen.

Sitting Bull selbst hatte unsere Bemühungen zunichte gemacht, sein Leben zu retten!

Glaubte er, Monahseetah würde ihn verschonen? Dachte er im Ernst, sie würde uns laufenlassen, nach all dem, was geschehen war?

Wenn ja, konnte ich seinen Optimismus nur bewundern. Ich selbst hegte derlei Hoffnungen nicht; im Gegenteil. Aber ich fühlte mich zu leer und ausgebrannt, um den Gedanken bis zu seiner letzten bitteren Konsequenz zu führen. Mit einem Male war ich nur noch müde, so schrecklich müde...

Monahseetah starrte dem Häuptling ebenso fassungslos entgegen wie wir, doch in ihren Augen war der verderbliche Funken noch nicht erloschen. Und sie schien sich zu erholen, schneller, als uns lieb sein konnte.

»Du hast dein Schicksal selbst gewählt, Ta-tan-ka I-yo-ta-ke«, flüsterte sie, und in ihrer Stimme schwang schon wieder jener haßerfüllte Unterton mit, der mir eisige Schauer über den Rücken jagte. Sie blickte zur Seite, wo Custer reglos im weichen Sand lag.

»Er lebt noch«, erriet Sitting Bull ihre Gedanken. »Wenn man dies Leben nennen will.« Sein Blick war voll Trauer, als er die junge Squaw musterte. »Du hast die Kräfte der Magie verwandt, um zu erwecken, was tot sein sollte, Monahseetah«, fuhr er fort, »und damit das höchste Gebot der Götter verletzt. Glaubst du, Wakan –

»Meine Rache war gerecht!« schrie sie auf, aber in ihrer Stimme schwang ein Hauch von Zweifel mit. »War es falsch, ihn zu lieben, noch über den Tod hinaus?«

»Es ist kein Fehler, Liebe zu empfinden und zu geben«, erwiderte Sitting Bull. »Doch verträgt sich Haß mit Liebe? Das Leben endet im Tod, doch muß man Tod und Vernichtung bringen, um zu leben?«

»Du redest von Leben? Du, der Hunderten den Tod brachte? Der mir den Geliebten nahm?«

»Um das Leben vieler zu retten«, fügte Sitting Bull hinzu. Er trat dicht an Monahseetahs Pferd heran und senkte seine Stimme zu einem beschwörenden Flüstern. »Sein Tod hatte einen Sinn, auch wenn du ihn nicht begreifen willst, Monahseetah. Der deine war ein Sakrileg, unbedacht und von eigener Hand.« Er verstummte und senkte den

Kopf. Und als er weitersprach, war seine Stimme tränenerstickt. »Ein Tod, der einem jungen Leben die Mutter raubte. Hast du deinen Sohn vergessen, Monahseetah?«

Es waren nur Worte, doch jedes einzelne von ihnen traf die Indianerin wie ein körperlicher Hieb. Für einen Moment glaubte ich, einen schwachen Abglanz von Leben in ihren Augen glitzern zu sehen, und als ich mich ungläubig aufrichtete, erkannte ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

Eine einzelne Träne lief über die Wange der Squaw und versickerte in ihrem Mundwinkel. Und als hätte die Kraft dieser Träne den unseligen Bann gebrochen, verschwand der haßerfüllte Ausdruck von ihren Lippen.

»Yellow Swallow«, flüsterte sie, und in den Worten erkannte ich den Klang der Sehnsucht wieder, die wir alle bei ihrem Erscheinen verspürt hatten. »Er ist jetzt ein junger Krieger«, fuhr sie nach einer Weile fort. »Hat er in deinem Tipi eine Heimat gefunden?«

»Ich habe ihn nach den Gesetzen unseres Stammes erzogen und die Kunst der Magie gelehrt«, antwortete Sitting Bull.

»Dann wird er eines Tages Häuptling über die Sioux sein?« Monahseetahs Antlitz erhellte sich, und der letzte Schatten wich von ihren Zügen. Aber in ihren Worten schwangen auch Triumph und Genugtuung mit.

»Er ist tot«, sagte Sitting Bull leise.

Monahseetah erstarrte. Für einen kurzen, schrecklichen Augenblick schien es, als wolle der eben besiegte Haß zurückkehren, und eine eisige Hand berührte mein Herz, als ich sah, wie sie sich im Sattel aufrichtete und die Hände zu Fäusten ballte. Aber dann siegte der Schmerz über die Wut.

»Wie... wie ist es geschehen?« fragte sie tonlos. Ihre Stimme war kaum mehr ein Flüstern.

Sitting Bull sah zu ihr auf, und ich konnte spüren, wie er seinen Geist weit öffnete, seine geheimsten Gedanken der Frau preisgab, die ihn vor wenigen Augenblicken noch hatte töten wollen. Und ich erkannte, daß er ihr damit all seine Trauer über das Geschehene offenbarte; besser, als alle Worte es vermocht hätten.

»Er hat deinen Freitod nie überwunden, Monahseetah«, gab er zur

Antwort. »Und er gab mir die Schuld daran. Vor zwei Sommern wandte er sich vom Stamm ab und ging in die Städte der Weißen. Sie haben ihn gelyncht, als er sich in eine Weiße verliebte und sie seine Liebe erwiderte.« Er legte eine genau bemessene Pause ein und fuhr dann fort: »Du siehst, daß Haß und Selbstsucht nur neues Leid heraufbeschwören, Monahseetah. Tod zieht nur Tod nach sich, und aus Rachedurst kann nur Unheil erwachsen. Es ist ein ewiger Kreis des Bösen, und der Mensch allein kann ihn zerbrechen. Vollziehst du deine Rache, führst du das Band des Verderbens weiter. Erkennst du aber den wahren Sinn deiner Existenz, werden die Götter dir vergeben.

Erforsche deine Seele, Monahseetah. Wenn etwas in dir Mensch geblieben ist, wirst du die richtige Entscheidung treffen.«

Jetzt! durchfuhr es mich. Sie wird zuschlagen und ihn vernichten.

Aber nichts geschah. Und ich mußte erkennen, daß der ewige Kampf gegen die GROSSEN ALTEN und ihre Kreaturen bereits mein Denken vergiftet hatte. Sah ich schon in jedem Gegner einen unversöhnlichen, blutrünstigen Todfeind? Hatte ich vergessen, daß es auch andere Gesetze gab, nach denen sich die Geschicke richten – selbst in jener Welt, die wir das Jenseits nennen?

Lähmende Stille lag über der Wüste, als unser Schicksal entschieden wurde. Sitting Bull stand aufrecht und mit erhobenem Kopf vor Monahseetah, und für endlose Minuten vereinigte sich sein Blick mit dem ihren. Es war der unglaublichste, bizarrste Kampf, den ich je miterlebt hatte; ein Krieg zwischen Haß und Liebe, zwischen Rache und Vergebung. Eine Schlacht, die allein in der Seele der jungen Squaw ausgetragen wurde.

Und die für uns entschieden wurde.

Plötzlich verblaßte Monahseetahs Gestalt, wurde durchscheinend wie ein Nebelhauch, und mit ihr vergingen auch die Skelettpferde und die reglose Gestalt General Custers. Es war eine Ironie des Schicksals, daß er, der eigentliche Urheber dieses ganzen Kampfes, in der letzten, entscheidenden Auseinandersetzung nicht einmal zu Wort gekommen war. Und während im Osten die ersten gleißenden Strahlen der Morgensonne den Horizont erhellten, verwehten die Nebel im Wind, tanzten noch sekundenlang wie eine Vision über der Wüste und gingen schließlich ein in die Ewigkeit.

Und rings um unser Lager sanken die toten Körper der

Wächterindianer zu Boden, ihres unheiligen Lebens für immer beraubt.

Übrig blieb ein Gefühl der Wehmut in unseren Herzen, eine Mischung aus Trauer und Freude zugleich. Und die Erkenntnis, einen winzigen Teil des Geheimnisses um das Leben selbst erfahren zu haben.

Sitting Bull wandte sich um und blickte uns entgegen. Ich erschrak nicht einmal, als ich sah, wie sehr er gealtert war in diesen wenigen Minuten. Jetzt, da die Gefahr gebannt war, kehrte die Müdigkeit übermächtig zurück. Ich ließ mich auf den Rücken sinken und schloß die Augen.

Im nächsten Moment riß ich sie wieder auf und starrte in den Himmel über mir. Für einen Augenblick hatte ich geglaubt, etwas dort oben gesehen zu haben: die Silhouette eines großen, schwarzen Adlers, der genau über der Stelle stand, wo Monahseetah verschwunden war.

Aber dort war nichts. Ich mußte mich wohl getäuscht haben...

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Der Weg zu Necrons Drachenburg führt durch den Wahnsinn. Und die Ängste des Eindringlings sind seine Wächter. Gerät man in den magischen Bannkreis, wird das lebendig, was man selbst am meisten fürchtet.

Ein einziger Pfad nur verbindet die Drachenburg mit der Außenwelt – eine Brücke aus schwarzem Fels, hoch über der Wüste. Eine Brücke, die nur existiert, wenn man an sie glaubt!

Es war ein Weg durch die Hölle. Ein immerwährender Kampf gegen die eigenen Gedanken. Denn jeder Zweifel bedeutete den sicheren Tod!

Brücke am Ende der Welt



SITTING BULL & BUFFALO BILL

Daß sich Sitting Bull, der große Sioux-Häuptling, und Buffalo Bill Cody (bürgerlich: William Frederick Cody), der legendäre Scout und Showman, tatsächlich begegneten und Freunde wurden, ist keine

Erfindung des Autors. Dieses Foto zeigt sie – und das ist einer jener Zufälle, bei denen man sein Glück kaum fassen kann – im Jahre 1885!

Im gleichen Jahr schloß sich Sitting Bull auch Codys berühmter Wildwest-Show an und trennte sich – wie die späteren Romane zeigen werden – kurz darauf wieder von ihm; offenbar konnte er das Showgeschäft nicht mit seiner Häuptlingswürde vereinen. Die beiden aber wurden zu guten Freunden, die auch lange danach noch Kontakt zueinander hielten.

Auch General George Armstrong Custer traf einmal mit Cody zusammen; allerdings schon im Jahre 1868, als Buffalo Bill als Meldereiter unter General Sheridan diente und Custer eine Depesche überbrachte.

Überhaupt hält sich dieser Roman an einige authentische Begebenheiten, die sich tatsächlich so zugetragen haben.

Sitting Bulls Sonnentanz und seine Vision der Weißen Soldaten, die Liebe General Custers zu seiner »Dolmetscherin« Monahseetah. ihr gemeinsamer Sohn Yellow Swallow, der alte Magier Mazakootemane, ja sogar das einsame Pferd auf dem Schlachtfeld von Little Bighorn – dies alles ist in den Geschichtsbüchern nachzulesen.

Eines der großen Rätsel der Indianerkriege ist bis heute, warum Custer bei seinem Feldzug gegen Sitting Bull plötzlich und scheinbar aus einer Laune heraus seine ursprünglichen Pläne änderte, sich von einem Teil seiner Truppe trennte und den Häuptling mit nur 250 Mann am Little Bighorn angriff – was zum größten Debakel der amerikanischen Kriegsgeschichte führte. (Nun, das Geheimnis dürfte nach diesem Band wohl gelöst sein…) Daß Sitting Bull die Magie beherrschte, ist ebenfalls belegt. Er war einer der größten Medizinmänner der Sioux, und er holte sich oft den Ratschlag der Götter, bevor er eine große und entscheidende Tat vollbrachte. Seine magischen Utensilien trug er stets in einem »Medizinbeutel« bei sich; auch ein heiliger Bisonschädel diente ihm als »heißer Draht« zu Wakan Tanka, dem Gott der Sonne.

Leider konnten weder Sitting Bulls Magie noch der triumphale Sieg über Custers Siebente Kavallerie verhindern, daß die Indianer immer weiter zurückgedrängt und schließlich in kargen Reservaten eine neue Heimat fanden. Am 14. Dezember 1890 starb Häuptling Sitting Bull – niedergestreckt von der Kugel eines Indianerpolizisten. Der Mörder war ein Sioux – ein Mann aus seinem eigenen Volk.